P.o.germ.
243
ga

P.o.germ. Deyerl, C.
273 qa

# Stadtgeschichten.

Romantische Erzählungen

von

**Karl Deyerl.**

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

**Augsburg,**
Emanuel Jakob Schatz.
**1847.**

402. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Prolog.

Wandre ich nach meiner Weise
Sorglos in die Welt hinaus,
Hält mich auf in meiner Reise
Manche Stadt und manches Haus.

Mit Entzücken mag' ich schauen
Leuchtender Gebirge Schnee,
Grüne Alpen, bunte Auen,
Goldnes Land im blauen See,

Aber lieber steig' ich nieder
In verfallner Burgen Grund,
Wo der Laut vergeßner Lieder
Mir ertönt aus Geistermund,

Lieber mag ich sinnend wallen
Durch die Stadt in tiefer Nacht,
Wenn da in den alten Hallen
Auf das alte Leben wacht.

Von den hohen Zinnen reden
Ernste Stimmen wehmuthsvoll
Von der grauen Zeit der Fehden,
Ihrer Liebe, ihrem Groll;

Um die Häuser wehen Sagen,
Geben heimlichen Bescheid
Von den Herzen, die geschlagen
Einst darin in Lust und Leid.

Was ich so bei kurzem Weilen
Mit des Pilgers raschem Zug,
Wie mir's kam, in Bild und Zeilen
Flüchtig in die Mappe trug,

Träume, die an Geisterküssen
Sich zum Leben aufgethan,
Biete ich mit besten Grüßen
Nun der großen Heimath an.

Geb' ich so mein Buch zu eigen
  Edler Ahnen Erben hin,
Kann ich nicht der Wünsche schweigen,
  Die durch's Herz begeisternd zieh'n:

Soll nur immer im Gedichte
  Leben uns're gold'ne Zeit,
Bleibt uns immer die Geschichte
  Nur ein Grab der Herrlichkeit?

Ist denn all' das frische Streben,
  All der freie Bürgersinn,
Und das blüthenreiche Leben
  In ein leeres Nichts dahin?

Nein, schon muß der Nebel weichen,
  Vaterland, dein Morgen tagt!
Folge deinen Flammenzeichen
  Freudig, frisch und unverzagt!

Stehe auf, Du teutsche Jugend,
  Wirf von Dir den Flittertand,
Männer, reicht zum Bund der Tugend
  Ernstlich euch die Bruderhand!

Deine großen Unsichtbaren
Rufen Dir, Germania:
„Nimmer unter Deinen Laren
Steh in Magdesdemuth da,

Du erkennst so klar Dein Sollen,
Zu dem alten guten Sinn
Gib ein einig, kräftig Wollen
Und sei wieder Königin!“

# I.

# Ulrich Schwarz.

# 1.

## Freud und Leid.

Der April des Jahres 1477 hatte mit schönen warmen Tagen begonnen. Aus den Thoren der freien Reichsstadt Augsburg wallten die Bewohner, des langentbehrten Wandelns in frischer freier Luft und lichtem Sonnenschein sich zu erfreuen.

In seinem Garten am Hause erging sich Hans Vittel mit seiner Gattin Eleonora zwischen den grünenden Beeten.

Ein Jüngling stürmt in den Garten, ein Ausruf froher Ueberraschung ertönt: „Johannes!“ und freudetrunken fliegt er von Umarmung zu Umarmung.

„Willkommen, tausend Mal willkommen, mein lieber Johannes! fast beweint' ich dich schon als verloren!“ rief nach dem ersten Rausche des Entzückens Hans Vittel und betrachtete mit Wonne den an Leib und Seele gesunden, herrlich blühenden Jüngling.

„Gott sei Dank! ich habe dich wieder," sprach Eleonora, und selig bebte das Mutterherz, „welche Angst hatte ich um dich!"

„Es ging auch heiß her bei Nanci," erwiderte Johannes, „der kühne Karl von Burgund war ein tapferer Feind, es gab blutigen Kampf, und ich war nicht unter den Letzten. Doch der Elternsegen schirmte mich. Aber wie stehts um Augsburg? Schlimmes hört' ich schon am Bodensee."

„Kaum hörtest du des Schlimmen genug," entgegnete bekümmert Hans Vittel, was unglaublich scheint, hat sich begeben, die ganze Bürgerschaft, der ganze edle Kranz der Geschlechter seufzen unter unerhörtem Drucke eines einzigen rohen und blutgierigen Mannes. Mit Betrug, Bestechung und Grausamkeit hat Ulrich Schwarz seine schreckliche Macht befestiget. Verloren ist die Sicherheit des Eigenthumes, des Lebens, an feile Schufte sind die Aemter verkauft, unter dem Namen der Justiz werden die blutigsten Gräuel öffentlich verübt. Viele der Familien haben die Stadt verlassen, dem Untergange zu entrinnen, und ich und Leonhard und Frickinger wollen dasselbe thun, denn auch uns droht Verderben."

Johannes Auge blitzte schrecklich. „Wer könnte dir etwas anhaben, mein Vater?" rief er mit

feuriger Entrüstung, Dir, der Du dein ganzes Leben dem Wohle der Vaterstadt geweiht und das Bürgermeisteramt mehrmals mit hohem Verdienst verwaltet hast? Bist Du nicht der Rath und Freund des Kaisers? Dankte er Dir nicht öffentlich, da Du als Stadthauptmann vor Sinzigs Mauern so rühmlich gegen die Burgunder kämpftest? Hat er Dir nicht wiederholt sein Vertrauen bewiesen?"

Ernst erwiederte Hans Vittel: „Redlichkeit und Ansehen sind Vergehen in den Augen der Gottlosen. Als ich nach meiner jüngsten Zurückkunft vom Kaiserhofe dem Rathe meinen Sendungsbericht vorlegte, fragte mich Ulrich Schwarz giftig mit stechendem Blick: „Ihr habt wohl meiner auch freundlich beim Kaiser gedacht?" — „Ganz nach Würden!" erwiederte ich, und der Bürgermeister warf wüthend den Bericht auf die Rathstafel, und sprach seitdem kein Wort mehr zu mir. Wirklich habe ich dem Kaiser des Schwarz höllisches Treiben offen geschildert, und besorge, er möge dies erfahren haben. O daß Alle hier dächten, wie ich, wie Leonhard und Frickinger, der Tyrannei wäre bald ein Ende."

Laut schrie in diesem Augenblicke Eleonora auf, die während ihres Gatten Rede am Gartenzaune Veilchen gepflückt hatte und jetzt mit Entsetzen

eines lauernden Mannes Angesicht flach am Boden liegend erblickte. Wie eine aufgeschreckte Schlange huschte der Horcher auf und sprang in seine Behausung.

„Was war das?“ fragte Johannes.

Im Antlitz des alten Vittel wechselten Zornesgluth und Schreckensblässe. Schweigend umarmte er seine bebende Gattin, faßte dann seines Sohnes Hand und sprach gefaßt: „Ich bin verrathen. Der Schurke Taglang hat gelauscht. Seine Aussage genügt, mich zu verhaften. Doch mehr kann nicht geschehen.“

Johannes hielt grimmig die Rechte gen Himmel und schwor: „Verderben und Tod dem, der es wagt, Dir ein Haar zu krümmen, Deine Ehre anzutasten!“

Hans Vittel legte sanft seinen Arm um des Sohnes Nacken und sprach begütigend: Der Angriff der Gottlosen trifft nur die Guten und ihre Verfolgung bringt den Verfolgten Ehre. Selbst der Henkertod umwob schon manches Haupt mit unsterblicher Glorie, denn nur kurze Zeit dauert der Triumph der Sünde und die Tugend kehrt bald wieder zurück auf den Richterstuhl, und die ewige Geschichte brandmarkt die Schuld und verherrlicht die Unschuld.

## 2.

## Der Rath der Gottlosen.

Einige Tage nach diesem Vorgange schritten zwei Männer der Wertachbrücke zwischen Pferse und Oberhausen zu.

Der Eine dieser Wanderer, unstreitig der Vornehmere dem Anzuge nach, und aus der Unterwürfigkeit zu schließen, womit der Andere seine Fragen und Bemerkungen hinnahm, schien keinen Antheil an den Festgeschenken der freigebigen Frühlingsnatur haben zu wollen, düster blickte er vor sich hin, während er absichtslos, wie aus Gewohnheit, die hie und da schon emporstrebenden Knospen der ersten Blumen zertrat.

„Lieber Taglang," redete er seinen Begleiter an, eine dicke Figur mit einem Samojedenkopfe, platten Gesichtszügen und unstäten Augen, „Eurer Bemühung vor Allem danke ich es, daß ich nun schon zum sechsten Male den Frühling als Oberhaupt dieser stolzen Stadt empfange. Doch verlaßt Euch darauf, Ulrich Schwarz weiß treue Dienste zu belohnen."

Mit erheuchelter Bescheidenheit erwiederte der Andere: „Ihr nehmt meinen geringen Dienst viel zu hoch, edler Herr! ich that ja nur meine Pflicht, und der schönste Lohn ist nur Euer Gestrengen unverdiente Gunst.

Der Bürgermeister brach in ein widriges Gelächter aus. So war er scheußlich anzusehen, wie keine Miene sich verzog, keine Wimper zuckte, nur der wiehernde Mund weitgespalten gähnte. Dem Gefährten graute vor dem gespenstigen Anblick, und er bebte zurück, als der Bürgermeister mit gewichtigem Schlage die schwere Hand auf seine Schulter fallen ließ und mit rohem Scherze sprach, „Wozu die Gaukelei? Schau' um Dich, Freund Taglang! wir sind nicht mehr in den Wänden: die Ohren haben, hier hört uns Niemand, also frisch heraus mit der Rede. Ich kenne Deine Demuth wohl, alter Spießgeselle! Haben wir nicht manchen tollen Streich miteinander gewagt, da ich nichts war, als ein armer, unzufriedener Zimmermann? Damals konnte ich nichts thun ohne Dich. Freilich ist es jetzt anders geworden, aber der Bürgermeister Ulrich Schwarz weiß sich des verwegenen, listigen, scheinheiligen Bäckerzunftmeisters und ansehnlichen Rathsherrn Taglang zu bedienen. Wohl habe ich die Masse der Bevölkerung auf der

Seite, seit es mir geglückt, zu den Dreizehn im geheimen Rathe noch acht von der Gemeinde und desgleichen achtzehn von der Gemeinde in den innern Rath zu bringen, die Anzahl der Rathsherrn von Geschlechtern aber von fünfzehn auf zwölf herunter zu setzen, aber noch immer haben die reichen Geschlechter ihren geheimen Anhang und zetteln Aufruhr an gegen meine Macht, drum lug herum, Du kriechender Fuchs, und spute Dich, daß Du alsbald Nachricht bringst von heimlichen Conspirationen wider mich."

„Kann ich denn Verräther von den Bäumen schütteln?" fragte Taglang, schnell in den Ton des Bürgermeisters eingehend, „habt Ihr nicht genug an Hans und Leonhard Vittel? So mögt Ihr auch den Frickinger dazu nehmen. Zwar habe ich noch keine Anklage gegen ihn, aber die ist bald gefunden."

„Eine schöne Manier!" sprach lachend Schwarz. „Doch sieh," fuhr er stehen bleibend fort, „wir sind am Ziele. Wie gefällt Dir mein kleiner Lusthain? Wär's nicht Schade, wenn er keine Früchte trüge?"

Sie standen vor dem neuhergestellten Galgen. Taglangs Augen irrten musternd an dem Hochgerichte herum und grinsend sagte er: „Wenn die

Balken höher wären, wäre die letzte Aussicht des armen Sünders noch schöner."

Der Bürgermeister öffnete den Mund wieder zum wilden Lachen, umkrallte Taglangs Hals, hob ihn leicht empor und fragte: „Siehst Du noch was? Armer Tropf, das Schauen wird Dir wohl vergehen, wenn Du selbst einmal da hinaufsteigst."

Unsanft ließ er den Geschüttelten niederfallen, und taumelnd und in keuchenden Zügen die Luft einholend stöhnte Taglang: „Gott sei belobt und bedankt! immer bin ich ehrlich gewesen und habe gewiß ein ehrlich Ende, und meine Seele fährt nach kurzer Fegfeuerqual zur ewigen Freude in den Himmel."

Der Bürgermeister lehnte sich an das Gemäuer des Galgens, heftete einen durchbohrenden Blick auf Taglang und sprach langsam: „Du, der Du fast nicht werth bist, daß Du da oben hängst, wo kaum je ein so Schlechter hängen wird wie Du, Du faselst von Ehrlichkeit! Ja, Du redest gar von einem Himmel, o Du Tuckmäuser, Du scheinheiliger Schuft!"

Taglang versuchte eine kühne Haltung des verschobenen Hauptes, indem er sagte: „Ja, ich glaube an Gott und die Heiligen, ich habe wohl schon viel gesündigt, aber ich denke mein Alter

reuig zuzubringen und mir dadurch die Versöhnung mit dem Himmel zu erwerben."

Sich umwendend und den Rückweg nach der Stadt einschlagend sprach der Bürgermeister: „Gäbe es einen Himmel, ein Fegfeuer und eine Hölle, so würdest Du gewiß einst das Bürgerrecht in der Hölle erhalten. Du bist aber nicht so dumm, Taglang, wie Du dich stellst, hast wohl längst dem Pfaffenwahn entsagt und weißt nur nicht, was Du glauben sollst, da der Mensch doch einmal etwas glauben muß. Was mich betrifft, so glaube ich, daß wir von der Erde sind, und wieder zu ihr zurückkehren, um zu einem neuen Erdenleben zu erwachen. Wir hängen zu fest an der Erde mit den tausend Fühlfäden unsers Herzens, um je ganz von ihr getrennt werden zu können. Der höchste Menschengeist ist nichts, als ein Hauch aus der Brust des Erdgeistes, ausgeathmet, um eingeathmet und wieder ausgeathmet zu werden."

Eine Lerche, die sich eben von der Erde losriß und singend himmelanschwebte, als lockte sie Sehnsucht nach dem Lichte über die Wolken, widerlegte die finstere Rede.

Taglang erwiederte: „Mir wäre nicht wohl bei diesem Glauben; wenn es nichts Besseres nach

dem Tode gäbe, als ein neues Erdenleben voll Mühe und Gefahr, dann möchte ich lieber gar nicht geboren sein.“

Unter solchen Gesprächen setzten sie den Rückweg fort, bis sie wieder durch das Wertachbrucker Thor in die Sadt gelangten.

Wie sie jetzt durch die volkbelebte Strasse wandelten, veränderte sich Beider Haltung. Stolz aufgerichtet schritt der Bürgermeister einher, übermüthig nur mit erhobener Hand die Grüße der Vorübergehenden erwiedernd, und in Taglangs Gesicht malten sich aller Dünkel und Uebermuth, wovon je ein Günstling besessen gewesen. So eilten sie der weiten, erst vor Kurzem gepflasterten Hauptstrasse mit ihren pallastähnlichen Gebäuden zu, wo lauter das bunte Volksleben der großen Stadt brauste. Zwischen rasselnden hochbeladenen Kaufmannswagen hindurch drängten sich ernste Bürger in ehrbarer Tracht, flüchtige Ladendiener schwerfällige Mönche, fluchende Soldaten, lachende Dienstmägde mit blanken kupfernen Wassereimern, gaffende Bauern, schleichende Juden mit gelben Ringen auf den Kleidern, übermüthige Büttel; überall grüßte die Menge, wo der Bürgermeister erkannt ward, nur mit verachtend abgewandtem

Blicke wandelte hie und dort in vornehmer Tracht ein Patrizier vorüber.

Im Rathssaale harrten seit mehr als zwei Stunden die Rathsherren des Bürgermeisters Schwarz. Neben dem leeren Sitze desselben saß zusammengebeugt ein dicker Mann mit aufgedunsenem Gesichte. Schwerfällig hingen seine Arme zu beiden Seiten des Stuhles herab, von langen lauten Athemzügen hob und senkte sich der mächtige Wanst, bleierne Trägheit lag auf dem ausdruckslosen Antlitz, die gerötheten Augenlider waren zusammengesunken, denn der Dicke erfreute sich seit länger als einer Stunde eines behaglichen Schlafes. Dies war der Patrizier Jos Ohnesorg, von Ulrich Schwarz mit vielen Umtrieben weislich als Amtsgenosse beibehalten.

In einem großen Fensterbogen standen vier Männer in angelegentlichem heimlichen Gespräche. Der, welcher der eigentliche Wortführer zu sein schien, war ein langer hagerer Vierziger, aus dessen scharfmarkirten Zügen kalte Besonnenheit und feste Willenskraft sprachen, es war des Bürgermeisters Schwarz Schwiegersohn, der Licentiat Ulrich Frieß, Syndikus der Stadt. Ihm zur Linken lehnte an der Wand mit verschlungenen Armen der Stadtschreiber Konrad Fludeyssen, wie es schien,

nur gezwungen an der Unterredung Theil nehmend, während sein träumerisches Auge sprach, daß seine Seele anderswo verweile. Die beiden Andern bezeichneten die ritterliche Tracht, die goldnen Halsketten und die wallenden Reiherfedern der Barete als Geschlechtrer. Hofmair hieß der Aeltere, ein strengeblickender Greis, Hangenor nannte sich der Andere, ein junger Mann mit lächelndem Gesichte, der selbstgefällig bald die langen braunen Locken zwischen den goldbereiften Fingern ringelte, bald mit der glänzenden Kette spielte oder ein angeflogenes Stäubchen vom schwarzen Seidensammt seines Anzugs wischte.

Die übrige Versammlung bestand sämmtlich aus Rathsherren von den Zünften, aus Schmiden, Zimmerleuten, Krämern, Metzgern und Andern, lauter Creaturen des Schwarz. In mehrere Parthien abgetheilt schritten diese im Saale auf und nieder, oder standen zusammen, von ihren Gewerben, von dem Stolz und Reichthum der Geschlechter, von ihren Frauen und Töchtern, von Stadtgeschichten oder von Anekdoten über die ausgewanderten Geistlichen des Domes und der Klöster mit gedämpften Stimmen sich unterhaltend, als Ulrich Schwarz und Taglang eintraten.

Der Bürgermeister grüßte nach allen Seiten, eilte dann zu dem schlafenden Ohnesorg, rüttelte ihn empor und raunte ihm in's Ohr: „Herr Gott! wie sitzet Ihr da, so ruhig und einfältig, wie ein schlafendes Kindlein! Nehmt Euch in Acht, Herr Ohnesorg, es zielt gar mancher Dolch nach Eurem Herzlein!"

Erschrocken fuhr Ohnesorg auf, hielt sich wankend am Stuhle, und rief in Herzensangst: „Um Gottes Willen, was sprecht Ihr da?"

Doch Schwarz stand schon bei der Gruppe im Fenster und redete Hofmair an: „Zufällig erfahre ich, daß Euch der Stadtgrund gefällt, der bei Eurem Hause liegt. Seht ihn als den Euren an, der Rath weiß Verdienste zu ehren, und bietet ihn Euch als Geschenk."

Dann wandte er sich, ohne Hofmair's Antwort abzuwarten, an Hangenor und sprach: Willkommen, mein edler Herr, verzeiht, daß ich Euch nicht sogleich begrüßt, ich sah Euch nicht gleich beim Eintreten. Beliebts Euch, mir einen Augenblick in einer geheimen Sache Gehör zu schenken?"

Geschmeichelt nahm der Eitle den dargebotenen Arm des Gefürchteten, und wandelte mit ihm an das andere Ende des Saals. „Verzeiht," sprach Schwarz leise mit seinem sanftesten Tone," wenn

ich nicht aus Neugierde, sondern aus väterlicher Sorge für Euer Wohl Euch frage, wie weit Ihr mit Eueren Werbungen um die Hand der schönen Elsbeth Herwart gekommen?"

Hangenor erröthete und zuckte verlegen die Achsel. „Ich verstehe," fuhr Schwarz fort, „sonderbar ist der Trotz dieser Jungfrau. Schickt sich doch von allen jungen Männern Augsburgs keiner so gut wie Ihr zu der holdseligen Elsbeth."

„Ihr scherzt!" wandte Jener abwehrend ein, aber in sein Antlitz stieg der Triumph der geschmeichelten Eigenliebe.

Leise fuhr der Bürgermeister fort: „Nein, ich scherze nicht. Daß Ihr ein hübscher Mann seid sagen Alle. Aber", sprach er mit verheltem Hohne weiter, „was ist ein schöner Mann ohne Reichthum? der Held der Dienstmägde, die Spielpuppe der Frauen, an der sie sich wohl ergötzen, aber nur um sie wieder wegzuwerfen. Ein Gemälde in Wasserfarben, werthlos, weil ihm der goldne Rahmen fehlt. Ihr müßt auch reich sein, lieber Hangenor! und dafür, daß Ihr's werdet, laßt mich sorgen. Wie unbillig, daß soviel Vermögen in den Händen von Strafwürdigen liegt, während so mancher edle und würdige Mann mit Entbehrung kämpfen muß. Diese Unbilligkeit soll ausgeglichen

werden, lieber Hangenor! Der Rath soll Euch zu einem reichen Erben machen, und dann erweicht sich wohl noch ein bisher hartes Herz."

Hangenor begriff den abscheulichen Sinn der letzten Worte nicht. Mit Wärme sprach er: „Ihr sorgt wirklich väterlich für mich, seid meines kindlichen Dankes versichert!"

Er schwebte zierlich zu den Andern, Schwarz wandte sich mit verächtlichem Blicke um und murmelte vor sich hin: „Wie kümmerlich hat die Natur so manchen Menschen begabt, und launisch gab sie, vielleicht auch, um ihr Versehen wieder gut zu machen, gerade ihren am meisten vernachlässigten Stiefsöhnen den größten Antheil von Selbstgefallen."

Er nahm seinen Stuhl ein, und die Rathsherren eilten gleichfalls zu ihren Sitzen.

Da saßen sie, die Männer, die beschließen sollten über Wohl und Weh des Staates, und die nie etwas Anderes beschlossen, als das Verderben ihrer Mitbürger, sie, durch die ein freies Volk sich selbst regieren sollte, und die sklavisch nach dem Winke eines Einzigen flogen.

Und wer war dieser Mann? Dieser Schwarz, wäre er wirklich das historische Räthsel, für das ihn Einige ausgeben wollen? Ist er der große

Mann, der verkannt als einer der ersten Märtyrer teutscher Volksfreiheit fiel?

Die Geschichte stellt seinen Charakter klar heraus: er war ein Bösewicht, der nach Herzenslust raubte und mordete. Es wäre eine Versündigung an der ewigen Wahrheit, wollte dem Manne der rohen Gewalt aus Liebe zur Romantik oder aus Wunsch, eine neue Ansicht aufzustellen, eine großartige Denkungsweise als Motiv seiner entsetzlichsten Handlungen untergelegt, und so der Nimbus derer, die er mordete, um sein fluchwürdiges Haupt gelegt werden. Ihn hob keine ausgezeichnete Persönlichkeit, keine Staatsklugheit leitete seine Plane, die Gährung eines unreinen demokratischen Elementes trug ihn empor, und als der bessere Volkswille geläutert stieg, mußte Schwarz mit der Hefe sinken.

Seitdem ein Pöbelaufstand die Regierung der Edelgeschlechter, an die sich die rühmlichsten Erinnerungen von Verdiensten um die Wohlfahrt, die Größe und den Glanz Augsburgs knüpften, gestürzt und der Stadt das zünftige Regiment aufgedrungen hatte, waren die Bande der gesetzlichen Ordnung zerrissen und Unheil über Unheil über den zerrütteten Staat gekommen. Der Pöbel wünschte zu herrschen, die tollsten Demokraten suchten ein Werkzeug ihrer schwarzen Pläne und

Schwarz schien ihnen der Mann dazu. Aber sie hatten sich vergriffen. Er handelte im Sinne der verbrecherischen Parthei, die ihn erhob, auf seinen Namen, sein Gewissen nahm er jede That, aber er verlangte auch die Früchte dieser Thaten. An die erfüllte Bedingung knüpfte er die zu erfüllende, Gewalt um Gewalt vereinigte er in seiner Person; sein festes Anklammern an die Bürgermeisterstelle, zu der er im Jahre 1469 durch Ränke und Kriecherei zum erstenmale erlangte, und in der er sich, niederträchtig und arglistig sieben Male erhielt, sicherte ihm besonders vom Jahre 1475 an den Weg zur Alleinherrschaft, und mit einem Male erkannte das Volk, das ihm in ganz andern Absichten eine Art Diktatur geschaffen, in ihm den unumschränkten Gewaltsherrn.

Durch einen Plebejeraufstand war die nach klassischen Mustern gebildete Patrizierregierung gestürzt worden, die Pöbelherrschaft mußte, schlecht in ihren Grundvesten, schmachvoll in ihren Gliedern, sich selbst zerstören. Forttaumelnd von Ausschweifung zu Ausschweifung, von Gräuel zu Gräuel erreichte sie nach hundertjährigem Schwelgen in Schwarz ihren Culminationspunkt, um von diesem herab zu verfallen. Wie Falieri oder Robespierre war Schwarz ein Geschöpf, eine Ausgeburt der

Zeit, unter anderen Verhältnissen würde sein Name spurlos verschollen sein.

Es ist einleuchtend, daß den ungebildeten Handwerkern, aus denen der Rath bestand, alle Geschicklichkeit für die Verwaltung und noch weit mehr für die Gegenstände der höheren Gesetzgebung mangelte. Sie sahen die Stadt als eine ergiebige Quelle des Einkommens an, die möglichst rasch auszuschöpfen die Klugheit geböte, und hielten das Extrem leidenschaftlicher Willkühr für das Ideal einer kraftvollen Organisirung. Dem rohen Willen der Masse genügend, gelangte Schwarz zur Allgewalt, und mißbrauchte diese zur Befriedigung seiner unersättlichen Herrschgier und unbändigen Habsucht. Der Tiger, nachdem er einmal Blut gerochen, tobte unzähmbar in voller Wildheit seiner Natur. Partheihaß, Raub und jegliche Gewaltthat verpesteten den ganzen Luftkreis der Stadt. Viele edle Geschlechter mußten die Heimat meiden, die noch jetzt die Denkmale ihres Ruhmes trägt, um den niederträchtigsten Angriffen auf Leben und Eigenthum zu entgehen. Die Bürgerschaft bangte unter schmachvollem Joche, mit entsetzlicher Ironie wurden Ungerechtigkeiten aller Art unter dem Namen des Rechts verübt, Verfolgungen, Erpressungen, Raub und Mord erschienen neu mit jeder

Morgenröthe. Schwarz nahm Räuber und Landstreicher in Schutz, verkaufte die Aemter der Stadt, bestahl den Staatschatz und die frommen Stiftungen, und wer dagegen murrte wer nicht blind gehorsamte, der war dem Tode verfallen — so fielen die Häupter von dreizehn achtbaren Bürgern auf dem Schaffot.

Schwarz war seit seinen ersten Unthaten hineingestellt zwischen ein furchtbares Dilemma. Entweder mußte er aufhören zu herrschen, oder fortfahren wie er begonnen. Entsagte er der Herrschaft, dann konnte zweierlei eintreten: entweder strafte ihn die strenge Gerechtigkeit einer an's Ruder tretenden besseren Verwaltung, oder ihn zermalmte der Haß eines neuen Tyrannen. Zog er es aber vor, auf dem einmal betretenen Wege fortzuschreiten, so mußte Schuld aus Schuld sich gebären, alle rechtlichen Männer mußten durch Unterdrückung oder Mord beseitigt und die Spießgesellen des Despoten theuer bezahlt werden, dies mußte zum Diebstahl der öffentlichen Kassen, zum Verkauf der Gerechtigkeit, zur Simonie der Stadtdienste führen. Und alles dieses kam auch mit einem unzähligen Gefolge anderer demokratischer Uebel, und mit dem beständigen Schrecken für

Schwarz selbst, daß er in seinen Mitschuldigen Verräther befürchten mußte.

Das Meisterstück dieser schmählichen Zwingherrschaft war der Vittel'sche Prozeß, zu dessen Behandlung wir jetzt Ulrich Schwarz an der Spitze des Stadtrathes sehen.

„Führt die Verbrecher vor!“ befahl Schwarz, aber nicht wie Verbrecher vor eine Gerichtsversammlung, nein, wie Strafengel vor eine Höllenrotte traten die hohen würdevollen Gestalten der Brüder Vittel in den Saal, gefesselt, aber stolz und frei die edlen Häupter tragend. Ohne eine Frage abzuwarten schritt Hans Vittel vor und sprach mit lauter fester Stimme: „Ungerechtester Gewaltthat gegen mich und meinen Bruder zeihe ich den Ulrich Schwarz und fordere Gerechtigkeit und strenges Urtheil gegen ihn.“

Ueberraschend drangen diese Worte in jedes Ohr, in gespannter Erwartung starrten Aller Augen auf Ulrich Schwarz. Ohne sich zu regen, ohne eine Wimper zu zucken gebot dieser: „Syndikus beginnet das Verhör!“

Erbleichend erhob sich der Licentiat Frieß und las von einer Pergamentrolle mit unsicherer Stimme die Anklage ab: „Hans Vittel, kaiserlicher Rath und Bürger der heil. Röm. Reichs freien Stadt

Augsburg ist angeklagt und überwiesen des Hochverrathes in der Art, daß er die Geheimnisse der Stadt ihren Feinden verrathen, und Verschwörungen zum Untergange des gemeinen Wesens angestiftet. Gleichen Hochverrathes ist angeklagt Leonhard Vittel als Mitwisser und Helfer."

„Schändliches Bubenstück!" fiel Leonhard Vittel zürnend ein und die Augen des Greises blitzten in jugendlichem Feuer: „Ist unter Euch noch ein Ehrlicher? Wie, Ihr könnt geduldig diese höllische Verläumdung zweier Männer vernehmen, denen die Vaterstadt, denen Mancher aus Euch so viel verdankt? Was treibt Dich, uns zu verderben, Ulrich Schwarz? Was anders, als die Furcht vor der Strafe Deiner Missethaten, die Gier nach unserm Hab und Gut? Was hast Du für Beweise gegen uns? Nichts, als die Aussage jenes lügnerischen Buben Taglang!"

Taglang bog sich blinzelnd zurück und verzog die Lippen zu einem einfältigen verächtlichen Lächeln, Ulrich Schwarz aber fuhr empor und donnerte: „Habt Ihr den frechen Schimpf vernommen, edle Männer des Rathes, den jener Elende mir, den er Euerem Amtsgenossen Taglang so eben angethan? Leonhard Vittel! Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen. Und Du, Hans Vittel! stehst Du

endlich da, niedergeschmettert von der Wucht der gegen Dich erhobenen Anklage, verstummt vor ihrer Wahrheit? Wirst Du endlich das Knie beugen, und die Gnade des weisen und milden Rathes anflehen, die allein Dich retten kann?"

„Du irrst," entgegnete Hans Vittel muthig, „nicht Furcht beschlich mich. Nur im Nachsinnen war ich einen kurzen Augenblick versunken. Ich erinnerte mich, wie ich durch mehrere Jahre de Ehrensitz einnahm, den jetzt Du entwürdigst. Damals waren gefährliche Zeiten, doch auch damals zagte ich nie, und wie viele sind nicht unter Euch, die mich einst Retter und Vater nannten! Aber glaube nicht, daß ich Dich rühren wolle! Nein, Ulrich Schwarz, ich weiß, daß Dein Herz ist, wie glühendes Eisen, immer erhitzt von Wuth, aber härter als Stein, und mit Blut nur zu kühlen, nie aber mit Thränen zu erweichen. Ich verwerfe Dein Urtheil, ich spreche Dir das Recht ab, über mich zu richten, Euch, Ihr Andern, verweise ich an die Entscheidung des Kaisers, unser Aller Herrn, und aus Mitleid mit Euch bitt' ich Euch, laßt Euch nicht hinreißen in unseliger Verblendung durch einen einzigen Dieb und Mörder zu einem Frevel, der jammervoll gerächt würde an Euch und den Euren!"

Höhnend entgegnete Schwarz: „Vergebliche Mühe! der Kaiser, schwer bedrängt vom Ungarnkönige hat nicht Zeit, nicht Wunsch, noch Macht, sich in die Händel der Städte zu mischen. Wirst Du Dein Verbrechen gestehen, oder soll Dir die Folter das Geständniß erpressen?"

Ruhig erwiederte Hans Vittel: „Zu gestehen habe ich nichts, doch was Du wissen willst, ist bald gesagt. Wahr ist's ich schilderte dem Kaiser, wie ich's für Pflicht hielt, Dein gottloses Treiben, und ich freue mich, daß ich's that, denn bald wird die theure Stadt durch kaiserlichen Machtspruch von Dir und Deinen Ungeheuern befreit sein."

„Konrad Fludeyssen! schreibt die Bekenntnisse der Verräther nieder!" gebot Ulrich Schwarz, und gegen die Brüder Vittel gewendet schrie er: „Fort mit Euch in die Armensünderkeuche! Ihr werdet sie bald genug wieder verlassen, um die wohlverdiente Strafe zu erleiden, und" fuhr er von Wuth übermannt fort „Euer Schwager und Spießgeselle soll Euch dann wie immer Gesellschaft leisten."

In diesem Augenblicke verließ Leonhard Vittel seine muthige Besonnenheit nicht. Rasch trat er zum nächsten Fenster, zerschlug mit den gefesselten Händen die gemalten Scheiben und schrie mit

mächtiger Stimme hinunter auf die volkbelebte Strasse: „Frickinger, rette Dich!“

Aufspringend brüllte Schwarz: „Führt die Schächer ab! Und was gafft Ihr da, Ihr Dummkopf,“ donnerte er den hinter seinem Stuhle stehenden Waibel an, „fort augenblicklich, und verhaftet Andreas Frickinger im Namen des Rathes!“

Edelstolz, wie sie eingetreten, schritten die Vittel ab, und unter der Thüre wandte sich Hans Vittel noch einmal um und sprach: „Wir werden ungerecht mißhandelt, deß rufe ich Gott zum Zeugen an, und noch ein mal verwerfe ich euer Urtheil und appellire an des Kaisers Majestät.“

Ulrich Schwarz warf stechende Blicke im Kreise herum und rang vergebens nach der ernsten Würde eines Richters, indem er fragte: „Was verdient nach den Gesetzen der Stadt, wer ihre Geheimnisse an Fremde verräth und mit ihren Feinden im Bunde steht?“

Kein Laut antwortete der Frage, und er sprach weiter: „Ihr schweigt, Ihr seid sprachlos vor Erstaunen und Zorn über die ungeheure Schuld, deren Bekenntniß so eben zwei einst angesehene Bürger dieser Stadt vor Euch abgelegt. Aber in Euren Mienen lese ich das Urtheil über Hans und Leonhard Vittel: „Tod durch Henkerhand!“

Schaurig wehten diese mit gräßlicher Kälte gesprochenen Worte durch den Saal, und eine Stille des Entsetzens folgte. Aber o Wunder! der, von dem fast noch nie ein anderes Wort, als ein faules Ja in diesen Wänden erklungen, schickte sich an zu sprechen. Joseph Ohnesorg richtete sich auf, ein leichenblasses Jammerbild, und stammelte in der Verwirrung der Angst: „Heiliger Gott! die Vittel den Henkertod sterben! Nie! Männer von solchem Ansehen, Freunde des Kaisers, verwandt mit den edelsten Familien, verwandt meinem Hause! Ketten, Verbannung, Alles, nur nicht den Tod! Erbarmen, Erbarmen!“

Beschämt sahen sich Hofmair und Hangenor an, sie verstanden sich, und Beide standen auf, und Hofmair sagte mit Grausen: Wir sagen uns los von diesem entsetzlichen Gerichte. Uns treffe kein Antheil an dieser Blutschuld!

Und sie schritten der Thüre zu. Der Bürgermeister wagte es nicht, sie aufhalten zu lassen, denn schon blickte drohend manches Aug auf ihn, und er befürchtete eine ungünstige Wendung. „Euer Hals bürgt mir für Euer Schweigen!“ schrie er den Abgehenden nach, und dann mit blitzendem Aug' den bewegten Kreis der Männer des Rathes durchfliegend sprach er mit der Festigkeit einen

eisernen Willens: „In manchen Mienen lese ich Zweifel. Judas war ein Apostel, und doch ward er ein Verräther. Diese Männer sind nicht besser als er. Henker! richtet zur Folter! Ihr eigenes Geständniß spreche den verbrecherischen Brüdern das Urtheil!“

## 3.

## Johannes.

Andreas Frickinger war durch Leonhard Vittels Geistesgegenwart gerettet. Dessen Ausruf: „Frickinger, rette Dich!“ war ihm hinterbracht worden, und er hatte sich geflüchtet, ehe die ihn zu fangen ausgesandten Schergen sein Haus erreichten. Doch gelang es diesen, einen andern unerwarteten Fang zu machen. Auf dem freien Platze vor St. Moriz fanden sie Johannes Vittel, wie er hingerissen von Feuereifer die offenbar schon willig um ihn sich sammelnde Menge zur Befreiung seines Vaters und Oheims aufforderte. Nicht ohne Kampf gelang es den Häschern, Johannes zu verhaften, und nur ein zufällig vorüberziehender Trupp von Stadtsöldnern machte es möglich, ihn auf's Rathhaus zu führen, wo bald die Thüre eines engen finsteren Kerkers sich hinter ihm schloß. In Wuth

und Schmerz stieß er hier die glühende Stirne an den tropfenden Kalk der Wände, er stieg empor zu der schmalen Mauerspalte, die einen einzigen Lichtstrahl in die finstere Gruft warf, und außer Fischerweibern, einkaufenden Mägden und einherstolzirenden Stadtsöldnern war Niemand da unten zu sehen. Er hoffte auf die Ankunft eines Gefangenwärters, um von diesem das Schicksal der Seinen zu erfahren, umsonst! auf einer Drehscheibe wurde ihm Wasser und Brot zugeschoben. Vergebens erwartete er ein Verhör. In qualvoller Trostlosigkeit verging ihm der entsetzliche Tag, die entsetzliche Nacht. Die Sonne des neunzehnten April ging trübe hinter zerrissenen, vom Winde gepeitschten Regenwolken über der Stadt empor. Auf dem Fischmarkte brauste das laute Rufen, das verworrene Geschrei der Käufer und Verkäufer und der Ruf des Gefangenen verhallte unvernommen in dem Getöse. Der Morgen schwand, der Mittag ging vorüber, unter Frostschauern kam der Abend, ein Tag voll Verzweiflung war dahin, ohne daß dem Unglücklichen die geringste Nachricht über seinen Vater und Oheim zugekommen wäre.

Bei einbrechender Nacht war Johannes in wohlthätiger Betäubung hingesunken, die Sinne schwanden dem Ermatteten. Gegen zwei Stunden

mochte er dagelegen haben, als ein dumpfes Geräusch vom Fischmarkte herauf in sein Ohr schlug. Ein schwacher Feuerglanz von unten aufschimmernd drang durch die Lucke, und eben, als Johannes aufsprang, begann die Sturmglocke auf dem Perlachthurme zu läuten. Der Gedanke an Rettung, die Hoffnung, seine Freunde hätten sich erhoben, seinen Vater und Oheim und ihn selbst zu befreien, entzündete des Jünglings Seele, beflügelte seinen Fuß zum Sprunge an die erleuchtete Mauerspalte.

Entsetzliche Täuschung!

Um ein von einer einzigen Fackel beleuchtetes hohes Gerüst vor dem Perlachthurme blitzten im Lichtschimmer die Pickelhauben und Hellebarden zahlreicher Söldner und Büttel. Auf dem Gerüste saßen im Hintergrunde die Bürgermeister und einige Mitglieder des Rathes, im Vordergrunde aber hielt ein Henkerknecht an's Licht der Fackel Hans Vittels blutiges Haupt, und Leonhard Vittel sprach mit der Seelengröße eines christlichen Helden: „Vergebe Dir Gott, wie Dir mein Bruder verziehen hat, wie ich Dir verzeihe. Mit einem Gebete für Dich, unglücklicher Schwarz, ohne Haß und Groll sterbe ich!" und legte dann furchtlos

das Haupt auf den Block und zum zweiten Male fiel das Schwert des Scharfrichters.

An die Mauerlucke gelehnt blieb Johannes liegen. Kein Laut entfuhr ihm. Keine Nerve zuckte. Wie Niobe war er ersteint in ungeheuren Schmerz.

## 4.

## Ein Gang um Mitternacht.

Versetze sich der Leser um fast vierhundert Jahre zurück und durchwalle gehüllt in einen unsichtbarmachenden Geistermantel die in der Finsterniß der Mitternacht begrabene Stadt.

Beim Klinkerthore steht Hans Vittels Haus. Vor wenigen Tagen noch eine glückliche Gattin liegt jetzt Eleonora als die unglücklichste aller Wittwen in wilder Fieberglut auf dem Siechbette. Blutige Gestalten tanzen um ihr Lager, gräßlich schreit sie oft auf, und die alte treue Magd ringt jammervoll, trostlos die Hände. Bekümmert steht der Arzt am Tische und mischt den kühlenden Trank.

Eine Strasse weiter liegt ein niedrig Haus, schmal versteck tzwischen vorspringenden Gebäuden. In einem Hinterstübchen knistert ein brennender

Span und beleuchtet ein Häuflein gemeiner Trunkenbolde. Ein taumelnder Knecht füllt die rasch sich wieder leerenden Kannen. Mit lallender Zunge lobt der Hausherr, Balthasar Glatz, sein eigenes Gebräu, der Zimmerleute Zunftmeister Max Neunmüller aber schlägt mit mächtiger Faust auf den Tisch und flucht sinnlos vor Rausch über das schlechte Getränk und den ungehobelten Wirth. Hans Hacker, der Schäfflerzunftmeister, neigt sich mit blöden Augen zu dem im Arme einer feilen Dirne wälzenden Taglang und lästert im Säuferwahnwitz über des Bürgermeisters Hochmuth und über Taglangs Aufgeblasenheit und Noth. Taglang erhebt sich, wirft prahlend eine Hand voll Geld auf den Tisch, stürzt mit einem Zuge die Kanne aus, und sinkt dann in den Arm der Hure zurück, die ihn unter den Tisch gleiten läßt zum Gelächter der Andern. Dies sind die Freunde Ulrich's Schwarz, die Richter der edlen Vittel.

Treten wir in die Hinterstube eines anderen Hauses, unfern dem vorigen. Düster schwebt der Geist der Trauer über einem Kreise ernster Männer Sie haben über Furchtbares gesprochen, und Keiner hat einen Trost zu geben vermocht.

„Es ist Zeit zum Aufbruche, schon gehts dem Morgen entgegen!" unterbricht Einer das Schweigen

Doch ein Anderer erhebt sich, schüttelt unwillig das schöne stolze Haupt und zürnt: „O Schmach, wer jetzt an Schlaf und Lotterbettlein denken mag! Wir sind stolz auf unsere Väter, sollen unsere Nachkommen sich schämen, unsern Namen zu tragen? Wenn ihr Alle verzagen wolltet, ich stehe fest trotz Verfolgung und Tod! Hans Weiher der Mangmeister soll ein Ehrenname sein und bleiben. Jetzt ist die Zeit zu wachen, zu handeln, wie wir uns jetzt halten gut oder übel, dafür wird uns Mitwelt und Nachwelt preisen oder verfluchen. Alles Ungeheure ist geschehen, alte Schauermärchen sind zur Wahrheit geworden, das schimpfliche Joch der Sklaverei liegt auf unseren Nacken, und wir haben Alles geduldig bisher ertragen, wir, die Enkel der Ungarnüberwinder, die Bürger einer freien Reichstadt! Wir verschoben unsere Rache, die Saat ist noch nicht reif,“ sprachen wir immer, aber jetzt ist sie gereift, jetzt rufen die blutigen Schatten der gemordeten Vittel die Vergeltung wach! Bedenkt, was diese Beiden, was besonders Hans Vittel im Kriege als Feldherr, an den Höfen als Gesandter, im Rathe als edelmüthiger Vertheidiger der Bürgerfreiheit gewesen. Wie standhaft, wie männlich schön starben die Wackeren! Wie grausam, wie so taub gegen alle Fürbitten

der fürstlichen Freunde der Bittel und der Bürgerschaft war der Tyrann! Ich sah's, wie Hans Bittels Weib und Tochter vor ihm niederknieten, und demüthig unter heißen Thränen um das Leben des Gatten und Vaters flehten. Einen Stein hätte es erbarmen mögen, doch des Schwarz Erbarmen war nicht zu erwecken, das ist längst untergegangen in den Triumphen seines Hasses, in seiner und seines Anhangs Pöbelwuth, die jedes Unrecht und jede Kränkung, den nicht zu ihrer Parthei gehörenden rechtlichen Bürgern und besonders den Geschlechtern zugefügt für verdienstlich und ächt freisinnig hält. Soll diese Wildheit und Grausamkeit, diese Fühllosigkeit bei den Thränen der Unschuld sich vor unsern Augen immer neu wiederholen? Sollen der Menschenopfer noch mehrere geschlachtet werden? Wer von uns ist sicher, daß er nicht morgen zum Tode geht? Und wir ziehen die ewige Angst, den ewigen Druck dem kurzen kecken Aufschwunge vor, der uns unsere Rechte wieder gibt und unser Glück. Laßt uns zusammenhalten, und der Bösewicht mit seiner Rotte muß fallen. Auf denn, frisch an's Werk! Mit uns sind die Gesetze, mit uns ist der Kaiser, von uns erwartet das ganze Reich, daß wir die Schmach der kothigen Pöbeltyrannei abschütteln. Gebt Euch

die Hände, schwört zusammen zum Bunde der Rettung von Ketten und Schaffot!“ —

So spricht der feurige Hans Weyher, aber nur Wenige wagen es, dem Biedermanne die Hand zu reichen zum hochherzigen Bunde. Ihrer waren zu wenig. In mancher Brust wohl kochte tödtlicher Ingrimm, aber Scheu vor dem Zorn, dem Hasse und der Rache des Gewaltigen drückte den Muth zu Boden. —

Schweigend verlassen die Bürger die Stube, Hans Weyher bleibt düster sitzen, das Haupt auf die Hand gestützt, Geister wallen seinem Geiste erkennbar mahnend vorüber, der Engel der Vaterlandsliebe nahet freundlich dem Trauernden und sagt ihm süße Trosteworte in's Ohr, und lauschend entschlummert er, und träumt einen Morgen der Freiheit.

In einem stattlichen Gebäude am Frauenthore wohnt Joseph Ohnesorg. Schlaflos wälzt er sich auf seinem Lager. Wie spitze Kieseln stechen ihn die weichen Federn, feurige Schriftzüge erscheinen ihm an den Wänden, in der finstern Luft des Gemaches. Er schließt die Augen, und eine Stimme schreit ihm in's Ohr: Mörder! Entsetzt blickt er um, und zwei blutige Häupter blicken ihn schrecklich an mit drohenden Augen. Der Angst-

schweiß rieselt von seinem Leibe. Er will ruh'g liegen bleiben, aber die Seite brennt ihn, auf der er liegt, er betet, und ein Teufel scheint ihm zuzulächeln, er sehnt sich mit Todesangst nach dem Lichte des Tages, und mit Schauder sagt er sich, ihn erwarte einst ewige Finsterniß.

Hundert Schritte weiter ragt ein sonderbarer Bau, halb Palast, halb Hütte, ein altes Haus, neuaufgeputzt mit den theuersten aber geschmacklosesten Schnörkeln, halb prächtig, halb elend, ungleich in allen Theilen. Dies ist die Wohnung Ulrichs Schwarz. In einem kleinen Gemache sitzt er noch beim Lichte und — rechnet. Vor ihm liegen Haufen von Gold und Silber. Von Zeit zu Zeit zählt er einen Theil des Geldes in kleine, mit dem Stadtpyr bezeichnete Säcke, einen größern Theil aber legt er in eine mit vielen Schlössern versehene eiserne Kiste. Endlich steht er auf, ergreift das Licht, und durchwandelt spähend und lauschend das ganze Haus. Alles ist ruhig und er kehrt befriedigt in das kleine Gemach zurück, verriegelt die eisenbeschlagene Thüre, leuchtet nnter das Bett, hinter den Ofen, und legt sich dann sorglos schlafen. Kein böser Traum stört seinen Schlummer. Der Engel der Vergeltung aber schreibt diese Ruhe des Mörders nach dem Morde

mit Riesenchiffern in das furchtbare Buch der Vergeltung.

Kaum ist der Bösewicht eingeschlafen, so erhebt sich in einem Gemache unter dem seinigen ein junges Mädchen von dem thränenbenetzten Lager. Nur noch ein warmes Tuch schlingt die Jungfrau um den zarten Hals und ihr Anzug ist fertig, denn in ihren Kleidern hat sie sich zu Bette gelegt. Leise und vorsichtig öffnet die Nachtwandlerin die Thüre ihres Zimmers, schleicht durch den finsteren Hausgang zu der Hinterpforte, zieht mit gewandten Händen die schweren Riegel zurück und eilt in den Garten. Geräuschlos erklettert sie die hohe Mauer, mit dem kleinen Fuße die Mauerlücken suchend und läßt sich auf der anderen Seite leicht hinabgleiten. Flüchtigen Laufes eilt sie durch Nebengassen immer weiter fort bis zum Rathhause. Dort pocht sie dreimal leise an das Hinterthörlein. „Katharina, seyd Ihr's?“ fragt eine Stimme von innen. „Ja, guter Kurd!“ entgegnete die Harrende. Bedachtsam wurden nun innen die Riegel zurückgeschoben, ein Greis mit langem grauen Barte öffnet, läßt die Jungfrau ein und beleuchtet die Eingetretene mit dem Lichtstrahl einer kleinen Blendlaterne. „Mein Gott, wie blaß Ihr seid!“ sagt theilnehmend der Alte, „Wie dauerst Du mich, du armes

Kind! so gut, so lieb, und immer so traurig, so voll Herzeleid!"

„Laß das," sagte Katharina schnell, hast Du gethan, warum ich bat?"

„Es ist Alles in Ordnung," erwiederte Kurd, „wie Schweine grunzen die besoffenen Stadtknechte unter dem Tische und Martin schläft so fest in seinem Rausche, daß er die Posaunen des jüngsten Gerichts nicht hören würde."

Vorsichtig stiegen der Greis und das Mädchen die Treppe hinauf. Durch verborgene Gänge wand sich ihr Weg und bald standen sie vor Johannes Vittels Kerker. „Bei Verlust deines Dienstes bewache mir Deinen Gefangenen wohl!" hatte der Bürgermeister zu Martin gesagt, und kaum hätte er einen bessern Wächter finden können, denn noch im höchsten Uebermaße der Trunkenheit bildete dieser eine Wache, mit seinem Riesenleibe quer vor der Thürschwelle des Kerkers hingestreckt. Ingrimmig schlug sich der rathlose Kurd vor die Stirne, Kaharina aber flüsterte ihm in's Ohr: „Ich fessle ihn, mache Du ihn stumm. Blase das Licht aus und eile dann hinab. Laß Dich morgen im festesten Schlafe finden, so kann Dir nichts geschehen.

Diese Worte begleitete die schnelle That. Leise löste Katharina die Kette von Martins eigenem

Wehrgehänge und verschlang sie vorsichtig um seine Hände. Kurd verstopfte den Mund des Berauschten mit dessen Mantel während er zugleich das Licht ausblies, und als Martin im stumpfsinnigen Halbleben des Rausches erwachte, war er schon zur Seite geschoben, wußte nicht, wie ihm geschehen, und im in's Erwachen herüberspielenden wüsten Traume kam es ihm vor, er liege wegen nächtiger Straßenhändel im Narrenhäuslein.

Suchend glitten Katharina's Finger die Thüre hinauf, hinab. Glücklich fand sie das Schlüsselloch, aus ihrem Busen zog sie den mit Kurds Hilfe erlangten nachgemachten Schlüssel und bald wich einem langsamen Drucke ihrer Hand die schwere Thüre.

Das Geräusch des Aufmachens hatte Johannes geweckt. Erwartend tappte er der sich mit singenden Angeln öffnenden Thüre zu. „Stille!" flüsterte Katharina, und Johannes fühlte erstaunt, wie sein ausgestreckter Arm ein Frauengewand berührte und eine weiche Hand die seine erfaßte und ihn sicher fortzog durch die undurchdringliche Finsterniß der Gänge. Willig ließ er sich leiten, mächtig pochte sein Herz der Freiheit entgegen, aber nimmer mit goldner Hoffnung, nur mit tödtlicher Rachelust.

Schweigend führte ihn die Retterin durch abgelegene Gassen, an den Kanälen des Lech fort, bis zur Pforte des Stiftes St. Ulrich. Dort zog sie an der Einlaßglocke, lispelte ein schmerzliches: Lebt wohl! und verschwand im undurchdringlichen Dunkel.

## 5.

## Ein Vormittag Ulrichs Schwarz.

Einige Wochen nach der Gebrüder Vittel Tode verließ der Bürgermeister sein altes Haus und bezog einen prächtigen Pallast. Dort richtete er sich ein, wie ein regierender Herr, umgab sich mit allem Glanze, aller Pracht eines solchen. Aber umringt von schimmernden Trabanten in goldenen Sälen, umschmeichelt von einem Schwarm gebückter Parasiten, blieb er doch immer der, der er gewesen. Er glich einem Gassensteine, gefaßt in falsches Gold, umgeben von unächten Edelsteinen. Wenn ein fremder Gesandter durch den prunkenden Vorsaal schritt, dann wollte es ihm wohl einen Augenblick dünken, er ginge zu einem Fürsten, aber bald schwand die Täuschung und der Gesandte fand sich wieder vor Ulrich Schwarz, dem Manne der Roh-

heit, der sich als solchen nie deutlicher erwies, als wenn er sich fürstlich zeigen wollte.

Ein festlicher Morgen stieg purpurn empor. Von den Thürmen der zahlreichen Kirchen wogten prachtvolle Harmonieenströme durch die reine Luft. Der Bürgermeister erhob sich von einem mit rothem Sammt überzogenen Stuhle, trat zum Fenster, schob den damastenen Vorhang zurück und blickte hinunter auf das Gedränge der Straße.

„Da eilen sie hin," sprach er zu sich selbst, „und beten zu ihrem eingebildeten Gott. Gäbe es einen, wie könnt' er mich glücklich sein lassen, da ich ihn verläugne? Wie dort der Pfaff stolzirt? Bald hat's ein Ende mit Euch, fettes Herrlein! Geht Ihr auch in die Kirche, ehrsamer Herr Welser? Ei, tragt den Kopf nicht so hoch, er könnte bald fallen!"

Der Eintritt des Rathsherrn Hofmair unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch. „Was wollt Ihr?" fragte er herrisch.

„Eure mir gütig so oft angebotene Bereitwilligkeit einmal auf die Probe zu setzen," sprach mit sichtbarem Widerwillen der Alte, „und Euch um ein Darlehen von hundert Goldgulden bitten. Ich baue, wie Ihr wißt, und bin in diesem Augenblicke in Geldverlegenheit."

„Ihr baut immer,“ fuhr ihn der Bürgermeister an, „bald lasset Ihr neue Dielen legen, bald ein neues Fenster machen, bald ein neues Thürschloß, kurz, in Einem fort habt Ihr mit solchen Kleinigkeiten zu thun, nur damit Ihr Euch mit dem stolzen Worte brüsten könnt: Ich baue.“

„Ich kam nicht, mir einen Verweis von Euch zu holen,“ entgegnete Jener, was kümmert es Euch, wenn ich baue? Seid Ihr tadellos in Euren Neigungen? Ihr kauft Pferde, Hunde, Wagen, umgebt Euch mit eitel Glanz und Pomp, und meint, nun wäret Ihr ein großer Mann, nicht bedenkend, daß solche Dinge nur die Lust der Thoren sind.“

„Ihr sprecht in Aberwitz,“ rief Schwarz ergrimmt, „doch erbarmt mich Euer. Leihen will ich Euch die hundert Goldgulden nicht, doch fünfzig will ich Euch schenken, denn lieber verliere ich die Hälfte, als das Ganze.“

„Gott behüte mich vor der Schande, ein Geschenk von Euch anzunehmen!“ sprach mit vor Wuth und Scham bebender Stimme der Entrüstete.

„Ihr verlangt Gefälligkeiten von mir, und wann erwieset Ihr mir eine?“ fragte Schwarz im Tone des Vorwurfs einlenkend, „Ihr Geschlechter seid immer selbstsüchtig. Wie oft habt Ihr mir

schon Beistimmung und Unterschrift verweigert, Ihr und Hangenor! Erst neulich wieder in wichtiger Sache. Doch es sei vergessen, Ihr sollt die hundert Goldgulden haben. Es ist nicht schön, wenn Freunde sich gegenseitig erzürnen."

„Aber es ist nützlich!" entgegnete Hofmair trotzig und entfernte sich, indem er leise vor sich hin murmelte: „Nun kenn' ich Dich ganz!"

Taglang trat ein, sah des Bürgermeisters finsteres Gesicht, und blieb in schüchterner Stellung an der Thüre stehen.

„Was willst Du?" fragte Schwarz, „hat Dich der Alp gedrückt in vergangener Nacht, ist Dir der Teufel im Traum erschienen?"

„Ach," entgegnete Taglang mit jämmerlicher Miene, „auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Mich drücken die Sorgen, die Noth zu Boden, ach, was bin ich für ein armes, geplagtes Geschöpf!"

„Armes Geschöpf?" fragte Jener höhnend dagegen, „bist Du nicht ein Mann, ein Herr der Schöpfung?"

„Was hilft mir das, wenn ich meine Schulden nicht bezahlen kann?" stöhnte Taglang grinsend.

„Du bist unverschämt", sprach Schwarz mit verbissenem Zorn, „willst immer und immer nur

Geld, Du Nimmersatt! habe ich Dich nicht aus dem Kothe gezogen und in Wohlleben gesteckt, und noch immer hast Du nicht genug."

Doch Taglang ließ sich nicht irre machen. „Gestrenger Herr," zischelte er, „seyd nicht ungerecht gegen mich. Bedenkt doch meine Dienste! Und was verlange ich dafür? Nichts, ach gar nichts!"

„Wenn Du nichts verlangst, das sollst Du haben," höhnte Schwarz, Du Wicht, was hast Du je für mich gethan?"

„Wie," rief Taglang beleidigt, „war's nicht ich, der jedes Complot entdeckte? War ich Euch nicht nützlich im Rathe? Ueberschrie ich nicht immer Eure Gegner, wenn —"

„Du schriest, wenn Andere schrieen," unterbrach ihn Schwarz, „das ist keine Kunst. Doch wann hättest Du je gesprochen, wenn Andere schwiegen?"

„Vielleicht thue ich's noch heute!" flüsterte Taglang indem er sich umwandte, wie um fortzugehen.

Doch wie er erwartet hatte, rief ihn Schwarz zurück, gab ihm einen Beutel voll Gold, und sagte: Jetzt laß mich, Du Alles verschlingender! komm mir sobald nicht wieder, wenn Dir Deine gesunden Knochen lieb sind!"

Dem vergnügt hinaushüpfenden Taglang begegnete des Bürgermeisters alte Magd. Mit dem Ausdrucke des tiefsten Grausens schaute sie durch die halboffene Thüre und ächzte dem Bürgermeister zu: „O Herr, welches Unglück!" „Welches denu, Du Hexe?" fragte Schwarz. „Schon wieder", stöhnte die Magd, fand ich in Eurem Bette ein rothes Kreuzlein, Gott sei uns gnädig!" „Geh' zum Henker, Du Närrin!" murrte der Bürgermeister. Aber durch seine Glieder rieselte es eisig. Zur Zeit der Pest waren vordem zu Augsburg rothe Kreuzlein in den Betten gefunden worden, die der Volkswahn für vom Himmel gefallene Strafzeichen hielt. Die Extreme des Unglaubens und Aberglaubens berührten sich in der Seele des Schwarz, und er bebte jetzt in Furcht und Bangen.

Der Eintritt des Syndikus Fries gab seinen Gedanken eine andere Richtung. „Bringt auch Ihr mir eine Jammermiene?" fragte er, „drückt Euch das Hauskreuz, Ihr Schmerzensmann?"

„Gott sei's gedankt", versetzte fest und ernst der Syndikus, „Eure Tochter ist immer besser geworden, seit sie mein Weib ist, und ich bin ein zufriedner Hausvater."

„Ja, Ihr verzieht sie, und macht sie so jämmerlich, wie Ihr selbst seid," höhnte der Bürgermeister.

Der Syndikus blickte trübe auf seinen Schwiegervater und sprach: Vergebt es meiner Sohnespflicht, wenn ich thue, was kein Anderer in dieser Stadt wagen darf, indem ich Euch warne vor einbrechendem Unheil. Die Geschlechter sind Euch abhold seit lange, Ihr wißt das, und immer lauter murren sie gegen den steigenden Druck Eurer Herrschaft.

„Ist's das?" fiel Schwarz ein. „Wer keinen Herrn über sich haben will, der darf auch keinen Diener haben. So lange die Geschlechter fortfahren, sich als Herrn über Unterthanen und Knechte zu brüsten, so lange werde ich als Herr meinen Fuß auf ihren Nacken setzen."

„Möchtet Ihr noch länger herrschen, aber mit Mäßigung!" sprach traurig der Syndikus, und bittend fuhr er fort: „Nicht bloß die Geschlechter sind gegen Euch, auch die Zünfte sprechen schon von Bedrückung und Beschimpfung."

„Laßt sie schwätzen!" fuhr Schwarz auf, „ich kümmere mich nicht darum, wie der Schuster seine Schuhe macht, was hat sich der Schuster zu bekümmern, wie ich regiere?"

Freimüthig entgegnete der Licentiat: „Ihr fühlt aber doch, wenn der Schuh Euch drückt, und werdet Euch dann nach einem andern Schuster umsehen, also vermag auch die Stadt den Druck zu fühlen, und eine neue Wahl steht ihr frei.“

Einen Augenblick schwieg der Bürgermeister, dann flammte sein Auge plötzlich wild auf und einen Schritt gegen seinen Schwiegersohn tretend, fragte er wüthend: „Seid auch Ihr ein Spießgeselle des Gesindels? auch Ihr gegen mich? Wahrt Euern Hals! Erfahre ich, daß Ihr solche Meinungen genährt und verbreitet, dann schützt Euch die Verwandtschaft nicht vor dem Galgen!“

„Gott erleuchte Euch!“ sprach gekränkt, kummervoll der Syndikus, „daß Ihr doch endlich erkennen möchtet, wer es gut mit Euch meint!“

Als der Syndikus das Haus verließ, sah ihm der Bürgermeister vom Fenster aus nach. Er glaubte zu bemerken, daß die Menge auf der Straße seinen Schwiegersohn freundlicher grüßte, als ihn selbst, wenn er prunkend durch die Stadt zog. Erfüllt von giftigem Argwohn schritt er durch das Zimmer und brütete über finsteren Plänen.

„Ich muß wieder einmal durch ein Beispiel schrecken!“ sprach er für sich, ergriff eine auf dem Tische liegende silberne Glocke und schellte heftig.

Ein Trabant trat ein. „Eile auf's Rathhaus," gebot Schwarz, „und lass' die Rathsglocke läuten. Du kannst auch den Andern sagen, daß sie sich zusammen halten, denn nachmittags wird Peter Schmid, der Schmachreden über Bürgermeister und Rath ausgestossen, mit abgeschnittener Zunge an den Pranger gestellt." Gehorsam eilte der solcher Aufträge nicht ungewohnte Trabant. Der Bürgermeister setzte sein satanisches Selbstgespräch fort: „Was hilft's auch, dem Einen die Zunge ausreißen, wenn noch hunderte sagen, was er verschweigt? Ehe nicht mein großer kühner Plan erfüllt ist, wird der Unruhe kein Ende.

Er warf einen Blick auf sein fürstlichprächtiges Gemach, auf sein reiches Gewand, er schaute hinab auf die schöne weite Strasse mit dem bunten Volksgewühl, und sagte stolz zu sich selber: „Dieß Alles ist mein, diese große, mächtige Stadt gehorcht furchtsam meinem Wink, die übermüthigen Geschlechter selbst zittern vor der Axt der Schrecken in der Faust des Zimmermanns!"

Triumphirend stellte er sich ans Fenster. Ein Kindlein ging unten langsam vorüber, und warf einen scheuen, vorwurfsvollen Blick empor. Durch ein Urtheil des Schwarz war es vor wenig Tagen eine Waise geworden. Da regte sich in der Brust

des Grausamen der treue Schutzgeist der Menschen, das Gewissen, und mahnte ihn an die Morde, die er begangen. Doch der Geist der Hölle malte vor sein Auge lockende Bilder der Macht und raunte ihm in's willige Ohr: „Du hast gemordet, was weiter? Du folgtest dem angebornen Triebe der irdischen Natur. Gebärt die Erde selbst denn anders, als aus der Zerstörung? Schon im Kinde, das den Käfer zertritt, und sich an den Zuckungen des gefangenen Fisches ergötzt, offenbart sich die Mordlust. Du mordetest nicht einmal aus Lust, Du folgtest der Nothwendigkeit."

Die Rathsglocke hallte in kurzen Zügen vom Perlach und der Bürgermeister eilte, das bereits gefaßte Urtheil über Peter Schmid durch den dienstbaren Rath bestätigen zu lassen.

Und so wechselte Monate hindurch sein elendes Leben mit Uebermuth, Argwohn und Grausamkeit.

## 6.

## Eine Freiwerbung.

Der siebente Tag des Novembers 1477 war wichtig nicht für den Rath, doch für einen der Rathsherren. Endlich. endlich war das große Werk geglückt! Der junge Hangenor ging, wie ein

Adonis aus der Werkstätte des Bildhauers, aus der Hand seines Leibdieners hervor. Zufrieden setzte er das Baret mit dem mächtigen Bündel wogender Straußfedern auf, das Haupt wiegend lächelte er vergnügt, wie ihm wohlthuend die langen glänzenden Locken im Niederwallen den weißen Hals kitzelten, und in eitler Selbstbewunderung sah er auf die aus schwarzem Sammt schneeweiß emporquellenden Atlasblusen um Brust und Unterarm, auf die fast handbreite Goldkette, den mit schwerem Goldrande gestickten Wappenrock, auf die roth und weiß gestreiften seidnen Beinkleider, die blendend die hübschen Schenkel und Waden umspannten bis hinab zu den schwarzglänzenden Schuhen mit den feinen Holzsohlen. Nur noch das zierliche goldgriffige Schwert um die schlanke Hüfte geschnallt, den kurzen, mit feinem Pelz verbrämten Mantel umgeworfen und der augsburgische Stutzer des fünfzehnten Jahrhunderts ist fertig.

Im Voraus seines Sieges gewiß flog er in Peter Herwarts Haus. Das Glück schien ihm günstig, Vater und Mutter waren ausgegangen, und von Kindheit an in der Familie bekannt durfte er auch jetzt der reizenden Elsbeth nahen. Noch einmal eine Musterung, ob nichts am Anzuge sich verschoben, noch einmal die Locken geprüft mit

behutsamen Finger, ob sie gehörig liegen, und er schreitet befriedigt nach Elsbeths Gemach. Da huscht ein Barfüßermönch an ihm vorüber in abgetragener Kutte die Kapuzze über das Haupt gezogen. Ueberrascht schaut ihm der Patrizier nach, bald aber besinnt er sich wieder, pocht an die Thüre des Gemachs, und lauscht, doch noch zwei Mal pocht er wieder, und keine Einladung zum Eintritte erfolgt.

Ungeduldig schreitet er auf und ab. Plötzlich erfaßt ihn eine fürchterliche Besorgniß. Mit raschem Griffe öffnet er die Thüre.

Da saß Elsbeth wie leblos am Tische. Ihr Haupt ruhte gegen die Brust geneigt, umhüllt von dem goldnen langen Haare, auf den am Tischrande aufgelegten Armen.

„Elsbeth!" schrie laut der Erschrockene.

Und Elsbeth erhob sich, eine rührende Wehmuth kämpfte in dem blassen, engelschönen Antlitz mit dem Zorne über die kecke Störung, zwei heilige Thränen glänzten in den himmlischen Augen.

Tief Athem holend sprach entzückt der Patrizier: „Gottlob, meine Angst war umsonst! schon glaubte ich, der Mönch, der eben von Dir kam, wär ein verkappter Mordbube. So war's wohl Dein

Beichtvater, und ich stehe vor einer sündenlosen Heiligen, die mir jetzt einmal Wahrheit sagen muß."

„Ich lüge nie!" sprach die Jungfrau beleidigt, aber sanft, denn sie kannte den Jugendgespielen und verzieh ihm wegen seiner ebenbezeugten Theilnahme.

„Sei nicht gleich böse, liebe Elsbeth," bat Hangenor, „ich scherzte ja nur."

„Du hast nie Glück mit Deinem Scherz," entgegnete sie, „sei einmal ernst, und erzähle mir genau, wie ein Buch, wie's gestern beim Turniere zuging. Du hast doch gewiß zugeschaut?"

„Die Turnirenden wurden gewählt, und ich war nicht unter den Gewählten," versetzte er erröthend, so mußte ich freilich den Zuschauer machen. Doch erzählen kann ich Dir Alles genau, denn unweit vom Grafen Eberhard dem Bärtigen saß ich auf der prächtigen Altane, und konnte so den ganzen Frohnhof überschauen. Hat Dir aber nicht Dein Vater schon beschrieben, wie männlich sich unsere wackeren Geschlechter Hans und Hartmann Eitel, die Langenmantel, Georg Hofmair, Marx Walter, Lucas Ravenspurger und Ludwig Meiting mit den sechs Edelleuten, nämlich zweien von Fallberg, Michael Reuß, Einem von Dachsenhausen, Einem von Schenk und Einem von Speth

tummelten, und wie Michael Reuß den ersten und Georg Hofmair den andern Dank gewann, so beide in einem goldenen Ring bestanden? Und warum schautest Du nicht selbst zu, und ziertest das Turnier?"

„Du weißt, ich liebe solche Spiele nicht," erwiederte sie.

„Und doch soll ich Dir davon erzählen," ach Elsbeth, Du willst nur daß ich plaudere, und nie erlaubst Du mir zu sprechen. Doch nicht länger ertrag' ich die Qual des Schweigens. Elsbeth! endlich muß ich dir's sagen, daß ich nicht leben kann ohne Dich; lange lieb' ich Dich schon mit unsäglichem Schmerz, und Du mußtest es ahnen! Doch strenge verschließest Du deinen Mund und bringst mich durch Deine Kälte zu Wahnsinn und Verzweiflung!"

Erschrocken trat Elsbeth zurück und winkte dem Nahenden abwehrend mit der feinen weißen Hand, doch Hangenor stürzte auf's Knie und schwärmte: „O Elsbeth, Du bist ein schönes, edles Weib, doch wenn Du so kalt und hart bist, bist Du nicht schön, nicht edel, bist Du kein Weib! Anbetend lieg' ich hier zu Deinen Füssen, verzagend in bitterstem Schmerz, vergehend in wonnigster Hoffnung. Du, die Gespielin meiner

Kindheit, der Engel meiner ersten Jugendträume, Du mein einziges Ziel, Du stehst jetzt vor mir, und in Deine Hand lege ich vertrauend das Loos meines Daseins, ewige Seligkeit oder ewiges Elend, in Deine Macht legt jetzt die Gottheit das selige Vorrecht der Engel, Friede und Freude des Himmels herabzutragen in eine unsterbliche Seele. Und wie gut, wie so herzlich gut meine ich's mit Dir, geliebte Elsbeth! Wie ein Vater sein Kind, wie ein Bruder die Schwester, wie das Kind seinen Schutzgeist, wie Engel den Engel, mit aller Lieb' im Himmel und auf Erden lieb ich Dich! Mit tausend Wonnen will ich Dich umgeben, mit allen Gütern und Reizen des Lebens will ich Dein Dasein schmücken, und findest Du an mir je einen Fehler, o so sag' ihn, und ich will ihn ablegen für immer."

Bei seinen letzten Worten war Hangenor aufgestanden. Bange erwartete er Elsbeths Ausspruch. Ihn erhob nicht mehr Siegeshoffnung, denn ernst wandte sich die die Jungfrau ab und preßte die glühende Stirne an das kalte Glas einer Fensterscheibe.

Mit einer Hoheit, einer Würde, wovor der junge Mann sich unwillkührlich gebeugt fühlte, sprach sie endlich: „Ich bin dir gut, wie eine

Schwester dem Bruder, aber Liebe kann nie zwischen uns beiden sein. Darum suche mich zu vergessen, und fällt Dir's schwer, mich zu sehen, so ziehe fort, und erwirb Dir einen Namen unter den Kriegshauptleuten des Kaisers. Oft ward die Reichsrennfahne ruhmvoll von einem unserer Geschlechter getragen, und der Kriegsgott wird auch Dir günstig sein. Liebst Du mich wirklich so innig, o dann beweise Deine Liebe durch Dein Leben! Vernimm nicht unwillig mein letztes Wort, glaube nicht, ich wolle Dich verbannen in's blutige Getümmel der Schlacht. Bei Gott nein! Hangenor, Du bist gut, Du bist aus einem edlen Hause, aber ach, wohin hast Du Dich verirrt! Dein Name könnte unter den ersten Strahlen, und Du bist ein Werkzeug in der Hand roher Willkühr. Verlaß diesen Anhang des Schwarz, ach, sein Purpur ist Blut, sein Glanz entglüht mordbrennerischen Flammen! Mit reingewaschener Ehre, mit Kränzen des Ruhmes möchte ich Dich einst heimkehren sehen von schönem Heldenzuge! Und noch eine Bitte, Hangenor! verzeih' sie der gutmeinenden Schwester: schau' in Dein Inneres! Verachte die Flitter der Außenseite und suche im Adel des Herzens, in der Hoheit des Geistes den wahren und einzigen Vorzug! Wie schmerzt es mich, Dich

erinnern zu müssen, daß Du bisher dies nicht gethan. O wirf die Schwäche der Eitelkeit von Dir, die Dein Auge mit entstellendem Nebel verhüllt! Achte Dich, achte Andere nur nach dem innern Werthe, bedenke, daß der, welcher nur schön ist, nicht auch gut und weise, vergeblich lebt! Das ist gemaltes Feuer, ist Glanz ohne Wärme. Krumm, lahm, blind und taub thut ein Mensch Großes, wenn er nur gut ist! O mögest Du werden, wie ich Dich wünsche! Und Du wirst es, denn in Dir liegt Kraft und Wunsch zum Guten, und möge dann ein Weib, Deiner würdig, Dich beglücken! Lebe wohl, Wilhelm, erfülle meine Bitte und glücklich wirst Du einst an Deine Liebe zu mir zurückdenken, wie an einen sanften Traum, aus dem Du gestärkt zu neuem Leben erwachtest!"

Mit stürmisch wogender Brust, mit gebeugtem Antlitz, die Hand vor die Augen gehalten, aus denen schwere Thränen sich glühend rangen, stand Hangenor lange in unendlichem Schmerz. Endlich drang durch die Bitterkeit seiner Seele die göttliche Erhabenheit der Entsagung und hastig ergriff er Elsbeth's Hand mit raschem innigen Druck und und stürzte fort, und vor der heiligen Allgewalt der Liebe verwehte der Flitterstaub und die befreite

Seele des Mannes erhob sich mit Einem Schwunge der Kraft auf die ihrer würdige Höhe.

Als Hangenor nach seiner Wohnung zurückeilte, verließ eben Eberhard der Bärtige mit seinen Rittern die Stadt. Ein Bettelmönch mit Sack und Wanderstab ging die Strasse und sprang dem Zuge ausweichend bei Seite. Doch der leutselige Graf deutete auf ein leeres Handpferd und sagte: Mönchlein, ziehst Du meines Wegs, so magst Du eine Strecke weit reiten."

Der Mönch stieg dankend auf, aber es ging schlecht mit dem Reiten, er hielt sich schwankend an der Mähne des Pferdes und der Graf und die Ritter lachten.

„Was macht dein Prior?" fragte der Graf. „O der wird dick," entgegnete der Mönch, und der Graf lächelte wieder.

Aber als die Stadt hinter den Reitern lag, da veränderte sich die Haltung des Barfüßers, mit stolzem Anstand saß er fest in den Bügeln, leicht sprengte er an des Grafen Seite und wechselte leise Worte mit ihm, und alsbald jagte der Trupp in sausendem Galopp davon.

## 7.

## Heinrich von Pappenheim.

Was die Besseren bange befürchtet, die Schlechteren mit Zuversicht vorausgesehen, geschah. Ulrich Schwarz wurde zu Anfange des Jahres 1478 zum siebenten Male zum Bürgermeister gewählt, und ihm der schwachsinnige Ohnesorg als Amtsgenosse belassen. Den Geschlechtern, die schon früher die Stadt gemieden, folgten jetzt auch Anton, Peter und Hans Hanold mit ihren Familien, um dem Loose der Vittel zu entgeh:n. In Unruhe und Angst seufzten die Zurückbleibenden den kommenden Tagen entgegen. Anmassender, grausamer als je betrug sich Schwarz, und seine Mordgesellen erlaubten sich in seinem Namen jeden Frevel gegen Person und Eigenthum. Ueberall zeigten sich die Blutspuren der rohen Gewalt, in Ketten lagen die redlichsten Bürger, mit dem Gute, das er den Opfern seiner Grausamkeit und diebischen Lust abgestohlen, brüstete sich der schmutzige Tyrann, beschenkte er seinen kothigen Anhang. Wehe dem, der klagte! Ulrich Schwarz hatte ein Mittel, jede Klage in der Kehle zu ersticken: den Strick des Henkers!

So standen die Sachen in Augsburg bis zu Anfang April.

Um diese Zeit war zu Wertingen bei Mang von Pappenheim ein Besuch angekommen, den sich Ulrich Schwarz im fernen Ungarn dachte. Nächtlicher Weile war der Marschalk Heinrich von Pappenheim, der Kaiserliche Landvogt Augsburgs, mit wenigen Dienern durch's schlafende Städtlein auf's Schloß geritten, und seine Ankunft wurde außer den Schloßleuten Niemanden bekannt. Heimliche Boten gingen zwischen dem Landvogt und dem Stadtvogt zu Augsburg hin und wieder.

Es ging gegen Mitternacht. Ein garstiges Aprilwetter tobte wild um's Schloß. Mang von Pappenheim war längst zu Bette gegangen und der Landvogt schickte sich eben an, ein Gleiches zu thun, da scholl Hufschlag unten im Städtlein, den Schloßberg herauf sprengte ein Reiter und hielt rufend vor dem Schloßthore. Der Graf ahnt, daß der späte Besuch ihm gelte. Rasch riß er das Fenster auf, und horchte hinaus in die finstere Nacht. Er hörte, wie der Reiter den Thorwart fragte, ob der Marschalk schon angekommen, und schnell zog er das Haupt zurück, schüttelte den Reif, den der draußen wirbelnde Schnee und Regen daran gejagt, von den grauen

Locken, warf den Reitermantel um, und eilte mit dem Lichte hinab, um noch in dieser Nacht den Besuch zu empfangen.

Ein hochgewachsener Jüngling trat im Erdgeschosse dem Grafen entgegen. „Habt Ihr Nachrichten für mich?“ fragte der Marschalk den vom Frost Geschüttelten.

„Ja, hoher Herr,“ entgegnete der Gast, „und zwar dringende, wichtige, und ich bitte, sie Euch morgen zeitig melden zu dürfen.“

„Heute noch!“ sprach der wackere Graf, „für die Pflicht gibt es kein morgen. Seid Ihr nicht zu sehr angestrengt und des Schlafes bedürftig, so kommt mit mir.“

Und mit Jugendfrische eilte der Greis seinem Gaste voran, die Treppe hinauf, und führte ihn in sein Gemach. Hier nahm er selbst aus einem Schranke Wein und Brod, setzte dem Jünglinge die Erfrischung vor und sagte: „Labt Euch, und dann erzählt.“

„Dank für Eure Güte,“ sprach der Gast, „ich bin nicht müde, nicht hungrig, nur ewig quält mich brennender Rachedurst!“

Der Graf warf einen Blick in seines Gastes grimmig aufblitzendes Auge und griff schnell nach der am Stuhle lehnenden Wehre.

Doch traurig fuhr jener fort: „Entsetzt Euch nicht vor mir, geliebter Herr! verzeiht meiner ungebührlichen Aufwallung und habt Mitleid mit mir, wenn Ihr dieß gelesen."

Und aus seinem Busen zog er eine Pergamentrolle mit runden Holzkapseln an seidenen Schnüren und einen Brief und reichte beides dem Grafen.

Aus den geöffneten Kapseln glänzte dem Marschalk das im rothen Wachs eingedrückte kaiserliche Insiegel entgegen, rasch entrollte er das Pergament, aufmerksam las er die engbedrängten Zeilen, dann erbrach er den Brief, las diesen mit gleicher Aufmerksamkeit, und immer düsterer wurde das greise Heldenantlitz.

„Gott! Ihr habt viel gelitten!" sprach er endlich bewegt. „Ja, in Euch mag wohl der Durst der Rache brennen! Doch, wie wurdet Ihr frei? Auch Ihr wart ja gefangen, schreibt bedauernd der gütige Kaiser."

Schaudernd in schrecklichen Erinnerungen erzählte der Jüngling: „Im Kerker saß ich, vom Kerker aus sah ich meines Vaters, meines Oheims, gräßliches Ende. Betäubt, wahnsinnig sank ich hin. So mochte ich bis Mitternacht gelegen haben, da befreite mich ein Wunder. Ein weiblich Wesen öffnete meinen Kerker und führte mich sicher bis

zu St. Ulrich, wo die Freiung mich rettend aufnahm. Dorthin war auch mein Oheim Andreas Frickinger geflüchtet, der bald vor Kummer starb. Ich stand bei dem Sterbenden, seine letzten Worte waren Segen über mich, Mitleid mit der Vaterstadt. Ich legte die Hand auf das Kreuz, das auf der kalten Brust des Todten lag, und schwor einen fürchterlichen Eid, den Vater und die Oheime zu rächen. Ein Fieber befiel mich, und bewußtlos war ich fortan, ein Rasender. Treu pflegte mich der alte Pförtner, der Einzige der im verlassenen Kloster zurückgeblieben. Als ich zum Bewußtsein erwachte, wehte wieder kalt die Luft und einzelne Schneeflocken schwebten flimmernd herab, wie zur Zeit, da ich in die Freiung kam. „Wie kalt!“ sprach ich zu dem Pförtner, „und ist doch der Mai so nahe!“ Trübe schüttelte der Alte das Haupt. Durch ihn verschaffte ich mir ein Mönchsgewand und floh in Peter Herwarts Haus. Dort fand ich meine Mutter, die ich geflüchtet geglaubt hatte, heimlich geborgen, dort erst war mir's klar, daß ich ein halbes Jahr wahnsinnig gewesen. Mehrere Tage blieb ich bei Herwart versteckt, sammelte Anklagen und Beweise gegen den Todfeind und verließ dann als Bettelmönch, vom Glück begünstigt, die Stadt bei hellem

Tage; denn einer nächtlichen Flucht wehrten die geschlossenen Thore. Mit rastloser Eile wanderte ich gen Wien. Waffenlärm brauste mir in Oestreich allenthalben entgegen. Im karnischen Gebirge nahm mich ein räuberischer Ungarhaufe gefangen und führte mich öfters als Knecht mit sich in's Innere von Steyermark. Erst nach dritthalb Monaten gelang mir neue Flucht. Nach langem Umherirren traf ich endlich den Kaiser zu Linz. Gnädig empfing er mich und vernahm meine Klagen und die Bitten der Geschlechter der Vaterstadt. Von ihm selbst hört' ich, daß bereits die geflohenen Geschlechter und mein Oheim, der Ordenskommenthur Jakob Vittel die kaiserliche Gerechtigkeit gegen den grausamen, diebischen Schwarz angerufen, und daß Ihr, hoher Herr! schon hieher gereist seiet zu untersuchen. Auf meinen Bericht, meine dringenden Vorstellungen hielt er jedoch für gut, eine neue, unbeschränkte Vollmacht für Euch auszustellen und vertrauend ernannte er mich zum Ueberbringer."

„Zum Ueberbringer einer äußerst wichtigen Botschaft," ergänzte der Reichsobermarschalk, „denn sie nur sichert das Gelingen, den nothwendigen raschen Vollzug meiner Aufgabe. Morgen mit dem ersten Hahnenschrei brechen wir nach Augs=

burg auf. Unter meinem Gefolge mögt ihr dort einziehen, Ihr dürft nicht zu früh erkannt werden. Jetzt aber legt Euch schlafen, beruhigt Euch mit dem Gedanken, daß bald die blutigen Schatten der Euren gesühnt sein werden."

Darauf ergriff der Graf einen der Leuchter und führte den Schlafbedürftigen in ein gastliches Gemach.

## 8.

## Ein unterbrochenes Opferfest.

Umgeben von einer Leibwache von zwölf Trabanten machte am frühesten Morgen des 11. April der Bürgermeister einen Ritt durch die Stadt. An seiner Seite ritt sein Schatten Jos Taglang. Als sie über den Frohnhof zogen, deutete Taglang spöttisch auf den Gränzstein von der bischöflichen Pfalz. „Ich will einen Grabstein daraus machen" sagte lachend der Bürgermeister. Ein Weib mit verzweifelnden Gebährden stürzte vor dem Pferde des Schwarz nieder und flehte: „Erbarmen, Gnade für meinen Gatten, meinen Sohn!" „Geh' aus dem Wege, Närrin, oder ich überreite dich!" war die Antwort, und das Weib kroch zur Seite, einen schrecklichen Blick zum

Himmel sendend. „Das Gesindel verdirbt jedes Vergnügen,“ murrte Taglang. Ein lautes Geschrei scholl vom Thäle her. Um die Ecke biegend gewahrten die Reiter einen Mann in verzweifeltem Kampfe mit zwei Schergen. „Helft!“ schrie'n letztere den Trabanten zu, und diese hieben schonungslos auf den Wehrlosen ein. Sie zogen weiter. Ein Priester mit dem Sanktissimum wallte zu einem Sterbenden. Ehrfürchtig beugte sich jedes Knie, wo er vorüberging. Ohne ein Zeichen von Achtung ritt der Trupp vorüber, und ein Trabant zwang sein Roß zu Sprüngen gegen den Priester und die Knieenden. Als sie zum Obstmarkt kamen, quoll Klaggesang von der Judengasse herüber. Langsam zog eine in Lumpen gehüllte Schaar vorbei. Greise hinkten zitternd an ihren Krücken, kranken Männern zur Seite wankten heulende Weiber mit wimmernden Kindern auf den abgemagerten Armen. Es waren die verarmten Taglöhner, die Schwarz aus der Stadt vertrieben. Eckel empfand er bei ihrem Anblicke und trabte schnell den Obstmarkt hinab. Einen lüsternen Blick warf er auf den ehrwürdigen uralten Königshof. Längst beneidete er die Stadtvogtei um das hohe feste Gebäude. „Morgen bist du mein!“ sprach er für sich hin. Auf der andern Seite des

Königshofes aber traten eben die Biedermänner Bartholomä Welser, Sigmund Gossenbrot, Peter Herwart, Bernhard Rehlinger, Georg Strauß und Hans Weyher in's hohe Thor der Stadtvogtei.

Jetzt bogen die Reiier in die Hauptstrasse ein. Hier rauschte nicht mehr das bewegte Leben vergangener Tage. Der Odem der Gewalt verpestete die Luft und legte sich erstickend auf jede Brust. Scheu wich das Volk dem Gefürchteten aus, kein herzlicher Zuruf, nicht ein freundlicher Blick begrüßte ihn.

Wie ein Bild dieser trüben Zeit stand das Riederische Haus am Perlach da. Seit lange war es verödet. Sonst hatte in seinen prächtigen Wänden fröhliches Leben gewogt, war es der Sammelplatz der Patrizier gewesen, hatten sich darin die Alten wieder verjüngt vom Glanze der Jugend und Schönheit, beim Klange seelenvoller Lieder. Gerne hatten fremde Edelleute, zuweilen selbst die benachbarten baierischen Herzoge die Geschlechterstube besucht und auch Kaiser und kaiserliche Prinzen hatten hier schöne Geschlechterinnen zum Tanze aufgezogen. Jetzt legte sich der Staub auf das feine Getäfel, die zierlichen Malereien und das vergoldete Schnitzwerk, seit langer Zeit

waren die kunstreich eingelegten Thürflügel nicht mehr aufgegangen, denn der Kummer sucht die Einsamkeit, und eine Ueberfülle des Kummers war an die Stelle des Frohsinns getreten, der ehedem Glückliche hier vereinte.

Als der Bürgermeister dort vorüberritt, feierte er im Herzen den Triumph der Bosheit. Er gedachte des Hohnes und der Schmach, so er den Geschlechtern schon angethan, und sein teuflisches Gemüth freute sich der kommenden Vollendung seines Höllenwerkes. Denn seit auch Hangenor und Hofmair sich von ihm abgewandt, kannte sein Haß gegen die Patricier keine Gränzen mehr. Ein wilder Plan war der Reife nahe. In der nächsten Nacht sollten alle Geschlechter und die Geistlichkeit überfallen, geplündert und ermordet werden, dann sollte Schwarz unumschränkter Herr über Leben und Tod, Freiheit und Eigenthum aller Bürger sein. Was hatte er zu befürchten bei der Masse seiner Anhänger? Standen die Todten wider ihn auf? Wer von den Lebenden durfte sich gegen ihn erheben, wenn das Gut der Gemordeten der gemeinschaftliche Raub aller Lebenden ward? Hingen sie nicht Alle von ihm ab, und war sein Sturz nicht der ihre? Konnte eine äußere Macht ihn hindern? gebot er nicht über

ein Söldnerheer, mächtig genug den benachbarten Fürsten zu widerstehen? Und der Kaiser, war er nicht ferne, verwickelt in eigene unabsehbare Gefahren?

Mit solchen Gedanken betrat Schwarz den Rathssaal. War es ein gewohntes Hohnspiel mit der Gerechtigkeit, war es seine Absicht, auf das blutige Trauerspiel vorzubereiten, damit die Ahnung des Kommenden das Geschehende minder gräßlich erscheinen lasse, was den Schwarz jetzt veranlaßte, in einer giftgeschwängerten Rede alle Schattenseiten des längst gefallenen Geschlechterregimentes vorüberschweben zu lassen, und verläumderisch ihr Streben nach neuer Herrschaft vorzuspiegeln? Von Taglang unterstützt ging er auf das öffentliche und häusliche Leben der Patrizier ein, sprach von heimlichen Zusammenkünften derselben, von ihren Conspirationen mit der Geistlichkeit und machte auf den Ausbruch einer Verschwörung aufmerksam, der, nicht augenblicklich erdrückt, den Untergang der Stadt herbeiführen müsse.

Schweigend horchten die Männer des Rathes so lange der Bürgermeister sprach, doch als er geendet, erhob sich ein wüstes verworrenes Geschrei: „Nieder mit den Geschlechtern, nieder mit den Geistlichen!“

Schwarz schwelgte in satanischer Lust. „Die Saat ist reif, die Schnitter sind des Winks gewärtig!“ sprach er zu dem tückisch lächenden Taglang.

Jetzt mit einem Male sprang weit aufgerissen die Pforte, und herein trat an der Spitze bewaffneter Bürger der Stadtvogt Georg Ott in Panzer und Harnisch, mit dem Schwert an der Seite, den Stoßdegen auf dem Rücken und den Fausthammer in der linken Hand. „Erschreckt nicht,“ sprach er zu den Erbleichenden, „weise fürsichtige Herren! über mein ungewöhnliches und auffallendes Erscheinen an diesem Orte; kurz ist mein Auftrag, heilig mir der Eid, ihn zu erfüllen. Bürgermeister Schwarz, ihr seid mein Gefangener!“

Der Mann der Schuld fuhr zusammen, wie vom Blitz getroffen, und schrie dann — Was: ich ein Gefangener?

„Ja, des Kaisers und des Rathes!“ entgegnete der Stadtvogt.

„Von wem habt Ihr Vollmacht hiezu?“ fragte Jener trotzig.

„Das sollt Ihr zu seiner Zeit erfahren,“ war die Antwort, „und nun fort von hier in den Kerker!“

Und mit Ulrich Schwarz wurden Jos Taglang,

Marx Neumüller, Hans Hacker und Balthasar Glaz ergriffen und in Eisen gelegt.

War es der Name des Kaisers, war es die bewaffnete Schaar, welche diese Männer des Blutes in ein lebloses Nichts darnieder warf? Es war die furchtbar schreckliche Macht der ewigen Gerechtigkeit, die wie ein versteinerndes Medusenhaupt den Schuldigen durch und durch erstarren macht, dem sie plötzlich entgegentritt. Niedergedonnert, stumm ließen sich die Ungeheuer fesseln und in's Gefängniß führen.

In unabsehbarer Masse sammelte sich das Volk alsbald vor dem Rathhause. Flüche und Verwünschungen und wildes Jauchzen drangen gellend aus dem empörten Menschenmeere empor. Dort flog ein Anhänger des Schwarz in eine Seitengasse, verfolgt von Steinwürfen, dort lag ein weinendes Weib am Herzen des eben aus unverschuldeter Haft befreiten Gatten, in stolzem Zuge zogen mit klingendem Spiele, mit flatternden Wappenfähnlein die Geschlechter in das Riederische Haus, eine beifalljubelnde Menge geleitete sie, aber anderseits sammelten sich zu Tausenden die Zünfte unter ihren Fahnen, und durch ihre Schaaren donnerte der Aufruf, zu kämpfen für die alte Einrichtung der Zunftregierung, schon begannen

sich feindliche Partheien zu bilden, unvernommen verhallte der beschwichtigende Zuruf der Geschlechter, schon tobte furchtbar der Tumult, da zogen langsam zu Pferde und zu Fuß hunderte von Bewaffneten heran: die Söldner der Stadt. Vor den Perlach stellten sich die kriegerischen Haufen auf und vor ihnen hielt hoch zu Roß der geachtete Landvogt, den die Stadt einst vertrauend selbst gewählt in schöneren Tagen. Ruhe gebot von ihm entsendet der Herold, und der Ruf pflanzte sich von Mann zu Mann, und wie das Meer austobt mit in einander verrauschenden Wellen so kam jetzt Schweigen über das sich selbst beschwichtigende Volk.

Der Herold ritt vor und verkündete mit weitschallender Stimme, daß nach kaiserlichem Willen der Stadt keine neue Einrichtung aufgedrungen werden solle, daß es aber nöthig scheine, sogleich einen neuen Rath zu bilden. Der Landvogt fordere demnach Geschlechter und Zünfte auf, Nachmittags rechtzeitig ihre Abgeordneten zur Rathswahl zu entsenden. Jeder werde ernstlich ermahnt, sich ruhig und stille zu verhalten.

Aber nicht sogleich verzog sich das in seiner Aufregung sich gefallende Volk. Endlich siegte der Rath der Einsichtsvollern und der summende Bienenschwarm verlor sich in seine Zellen.

Schon am Nachmittage trat der neugebildete Rath zusammen, bestehend aus trefflichen Patriziern und Bürgern, Georg Strauß als Bürgermeister von der Gemeinde an der Spitze, und begann seine Wirksamkeit mit den erforderlichen Verordnungen zur Sicherung der Ruhe und mit den Verhandlungen über die Bestrafung der Verbrecher.

## 9.

## Die Freundschaft der Gottlosen.

In demselben Kerker, in welchem ein Jahr zuvor die Vittel schuldlos, gottergeben dem Tode entgegenharrten, lagen in Ketten Ulrich Schwarz und Joseph Taglang.

Der Mann, der jetzt todesbleich, mit erloschenen stieren Augen zuckend am Boden liegt, ist's derselbe, der gestern noch triumphirend durch die Strassen zog? Wo ist seine eiserne Festigkeit? Ulrich Schwarz, der nie eine menschliche Regung empfand, ist erschüttert!

Wie anders benimmt sich Taglang. Er verräth kein Bangen, sein Blick funkelt boshaft, fluchend rasselt er mit den Ketten.

„Edler Herr, weiser Bürgermeister!“ rief er dem Kerkergenossen zu, doch dieser hörte nicht und

Taglang fuhr fort: „Ihr gebt mir keine Antwort, mir, Eurem Spürhunde und treuen Freunde? Ich will Euch demungeachtet trösten. Wie hat Euch die Folter bekommen? Schlecht, wie ich sehe, mir gefiel sie auch nicht besser. Was sagt Ihr zu dem Streckbette, zu dem Keilstiefel, dem Stachelkragen, den glühenden Zangen? Wie steht's mit dem Daumen, taugt er noch zum Geldzählen? In einigen Stunden werden wir hängen. Es ist eine Ehre für mich, neben Euch gehenkt zu werden an dem Galgen, den Ihr mit eigener hoher Hand gezimmert, von einem Henker, den Ihr selbst in der schönen Kunst unterrichtet habt. Wie stattlich werdet Ihr durch die Stadt ziehen im sammtenen Amtskleide, der Henker voran, der Schinder hintendrein!

Aechzend schloß Schwarz die Augen, doch Taglang fuhr fort: „Ihr zieht nun wieder ein in die Brust des Erdgeistes um wiedergeboren und noch einmal gehangen zu werden. Doch ehe dies geschieht, will ich Euch Einen verrathen, vor dem Ihr Euch hüten müßt, wenn Ihr wieder Bürgermeister werdet, Einen, den Ihr für Euren besten Freund hieltet, den Ihr Euch selbst gleichgeachtet habt, denn wie oft sagtet Ihr zu ihm: Du Tropf, du Schuft! Es ist der Taglang, der schlaue

Schelm, der mit Euch spielte, der Euch den Verstand aus dem Kopfe, das Gewissen aus der Brust blies. Ihr hieltet mich für Euer Werkzeug und waret das meine. Ihr wart mein Mordbeil, das auf meinen Wink fiel, Ihr mußtet für mich stehlen. Und Ihr wart so gut, thatet Alles, was ich wollte!"

Brüllend vor Wuth riß Schwarz an den Ketten, Taglang sprach mit eisigem Hohne: „Gebt Euch keine Mühe, wärt Ihr frei, würde ich schmeicheln und heucheln, so aber tragt Ihr leider eiserne Ketten, statt der goldenen und ich rede mit Euch als aufrichtiger Bruder. War ich nicht schon aufrichtig auf der Folter, habe ich nicht alle Eure Schelmstücke erzählt: wie Ihr zuerst die Geschlechter gedrückt, vertrieben, die Vittel und viele Andere schuldlos hingerichtet, dem gemeinen Wesen und dem Hospital zum heiligen Geist gar viel gestohlen, der Stadt Aemter und Dienste verkauft, auch vorgehabt, die Geistlichkeit und die Geschlechter überfallen, plündern und hinrichten zu lassen? Habe ich nicht das Alles von Euch ausgesagt und mich als armen Verführten bejammert? Warum thatet Ihr nicht ebenso? Ihr wart ein altes Weib, in dem Bischen Folterschmerz sagtet Ihr zu Allem einfältig und ehrlich ja!"

„Teufel!“ stöhnte Schwarz, Taglang fuhr fort: „Wär' ich ein Satan, ich spräche anders mit Euch, ich kröche zu Dir, Ulrich Schwarz, wie eine Kröte häßlich, eckelhaft, und hauchte Dich mit stinkendem Pestathem an: „Bin ich nicht verworfen, das elendeste Geschöpf der Welt? Hast Du mich nicht aus dem Kothe gezogen, und zum Danke vergifte ich Dich nun? Nicht wahr, es ist entsetzlich, das Allerscheußlichste in der Sünde, seine Schande der Gemeinheit preisgegeben zu sehen? Es ist die herbste Schmach in der Schmach, Vorwürfe zu hören aus dem Munde der Niederträchtigkeit, die nur den Schimpf, das Eckelhafte des Verbrechens erfaßt, nicht auch das Menschliche, den Glanz der Schuld? Glüht in solchen Augenblicken nicht wie Höllenfeuer durch die verzweifelnde Seele nur ein Gedanke: Das Gebet der Teufel, das Gebet um Vernichtung? Ja zittre nur, winde Dich vor Wuth und verfluche Dich und mich! Bist Du besser als ich, bist Du nicht erbärmlicher? War ich nicht klug und Du einfältig?“

Auf's Neu' wälzte sich Schwarz in den Fesseln, Blut floß unter den Eisenringen, brach aus den gefolterten Gliedern, Giftschaum stand vor des Tobenden Mund und aus der furchtbaren Finsterniß seiner Seele rang sich das entsetzliche Gebet der Hölle.

Dies geschah in der Morgendämmerung des 18. April und schon am Mittage desselben Tages hing an Taglangs Seite Ulrich Schwarz in sammtnem Amtskleide an dem Galgen, den er selbst gezimmert.

## 10.

## Ohnesorg's Ende.

Es war am eilften Tage nach des Schwarz und Taglang Hinrichtung. Manches hatte sich während dieser Zeit verändert. Das Beginnen des neuen Rathes versprach die Wiederkehr einer langvermißten glücklichen Zeit.

Nur ein Mann bekümmerte sich um nichts dessen, was außer seinem Zimmer vorging. In dem Stumpfsinne der Verzagtheit lag Ohnesorg seit der Hinrichtung seines Amtsgenossen auf dem Siechbette. Gestaltlose Träume, aus denen ihm nur des Schwarz schreckliche Stimme zurief: „Du hast mich verrathen!" quälten bei Tag und Nacht den Mann des Jammers.

Die Sonne ging unter und schaute mit freundlichem Schimmer in das Gemach des Geängsteten. Aber er sah nicht das rosige Licht. Die Nacht seiner Seele umflorte seine Augen. Wie Centner-

gewicht lag die Angst auf seiner Brust. Er stand auf, und wie er das Bett verlassen, ward ihm so unwohl, daß er sich setzen mußte. Mühsam wankte er zum Fenster. Ein frischer Luftzug wehte ihm erquickend entgegen. Er sah hinaus in den abgelegenen Hof, bis die Dämmerung hereinbrach. „Ich will ein wenig lustwandeln," seufzte er, „jetzt erkennt mich Niemand mehr." Als es ihm finster genug schien, schlich er hinab, zum Hause hinaus und wankte der Stadtmauer zu. Dorthin kam um diese Zeit Niemand mehr. Langsam schlich er auf dem engen Pfade an der Mauer, hielt sich oft an den Pfeilern und trank in langen Zügen die erfrischende Luft.

So war er bis St. Anna gekommen, und wollte sich eben wieder an einen Pfeiler lehnen, als hinter diesem eine Mannesgestalt hervortrat. Erschrocken bebte er zurück. „Fürchtet nichts," spricht leise der Mann, „kennt Ihr mich nicht mehr? Sind wir nicht miteinander gar oft im Rathe gesessen seit der Vittel Verurtheilung?"

„Nun kenn' ich Euch," erwiedert Ohnesorg beruhigt, „doch schweigt von jenen entsetzlichen Dingen!"

„Warum vor Euch?" erwiedert Jener, „sind wir nicht Unglücksgefährten? Es nützt, sich zusammen

zu besprechen in gemeinschaftlicher Noth. Wir sind noch nicht der Rache entronnen, und noch immer dürfen wir darauf denken, den Hals klug aus der Schlinge zu ziehen."

„Was soll ich thun?"

„Den Todten kann's nicht nützen, wenn wir sterben. Ihre Ehre ist auch nicht mehr zu retten. Fragte man mich um Vergangenes, ich schöbe alle Schuld auf die Gerichteten."

„Ihr tröstet mich, doch nur halb. Wie, wenn man Euch gefragt hätte, da jene noch lebten, was hättet Ihr gethan?"

„Wie sie einmal gefangen waren, waren sie auch dem Tode geweiht. Ihnen hätte meine Aussage nichts mehr helfen können, wohl aber mir. Sich selbst zu retten ist die erste Pflicht. Wenn Ihr gegen Schwarz und Taglang und die Andern aussagtet, sagtet Ihr doch nur die Wahrheit."

„Ihr seid ein Engel des Trostes!" rief Ohnesorg entzückt, doch seine Rede schloß ein Todesseufzer, ein breiter Dolch war ihm durch's Herz gedrungen.

## 11.

## Die mächtigste Leidenschaft.

Der Mai war gekommen mit Liedern und Blumen. Selige Zeit, da mit der Natur auch das Menschenherz aufwacht aus dem langen Winterschlafe!

Eleonore Vittel war bald nach ihres Sohnes Flucht zu ihrem Schwager Ulrich Ehinger nach Ulm gezogen. Jetzt schickte sich auch ihr Sohn an, Augsburg zu verlassen. Er war unbefriedigt. Vor seinem inneren Auge stand unaufhörlich jenes fürchterliche Schauspiel, das den Frohsinn für immer in der jugendlichen Brust getödtet und sie erfüllt hatte mit dem unauslöschlichen Brande der Rache. Und viele von denen, die mitgespielt bei jener Tragödie, wandelten frei herum. Waren sie auch ihrer Aemter entsetzt und aus dem Rathe verstoßen, solch' leichte Strafe genügte dem glühenden, todeswunden Sohnesherzen nicht. Auch der Syndikus war der Haft auf dem Klinkerthurme entlassen worden und nach Landshut gezogen, ebenso der Stadtschreiber nach abgeschworener Urphede.

Die schöne Elsbeth Herwart saß am Stick-

rahmen und trennte das fertige Kunstwerk von den festhaltenden Schnüren. Die Mutter stand hinter dem Stuhle und sprach belobend: „Das ist schön! besser hätte ich auch nicht gestickt da ich noch gute Augen hatte. Das ist ein Halskragen, dessen sich ein Prinz nicht schämen dürfte. Wie wird sich der gute Johannes freuen!"

„Meinst Du," fragte Elsbeth sanft, ohne aufzusehen, „er werde sich je noch einmal freuen!"

Ach, freilich, der Unglückliche," seufzte die Mutter, „freilich, bei dem ist's mit der Freude vorbei!"

Peter Herwart trat jetzt in's Gemach, grüßte freundlich Frau und Tochter, und sagte dann, sich in den weichen Lehnstuhl werfend: „Mir ist's nur wohl, wenn ich bei Euch bin. Heute vor Allem bedarf ich Eurer Unterhaltung. Die Erinnerung an des Schwarz und Taglang Hinrichtung verdirbt mir den schönen Tag."

„Warum immer diese Erinnerung? Wäre es auf Dich allein angekommen, Du hättest gewiß nicht die Todesstrafe über Jene ausgesprochen," tröstete die Gattin.

„Gewiß nicht," erwiederte Herwart, „und hätten die Andern ahnen können, wie feige, wie erbärmlich, wie verlassen von seinem sonstigen

Uebermuthe Schwarz zu Tode gehen würde, ich glaube, auch sie hätten sich begnügt, ihn durch die Todesangst zu erschüttern, und aus dieser Erschütterung eine bessere Frucht zu gewinnen, als das Todeswinseln eines armen Sünders!" Nachsinnend schritt er hin und wieder.

„Doch nun," fuhr er fort, „eine Neuigkeit für Frauen: ein Schweinschneider, den das Volk den Nonnenmacher heißt, hat den Rath vor das westphälische Gericht geladen."

Frau Herwart fuhr erschrocken auf und Elsbeth ließ überrascht den Stickrahmen sinken, doch Herwart sprach beruhigend: „Habt keine Sorge, der Rath hat nicht nöthig, sich auf diese Ladung einzulassen. Hat gleich ein Stuhl der heiligen Fehme Bürger Augsburgs als Freischöppen und Frohnboten, so befreit doch Kaiser Friedrichs Verbotsbrief, den er schon vor acht Jahren erließ, als Johann Greslin den eigenen Bruder bei dem Fehmgerichte verklagte, die Stadt von der Verbindlichkeit, sich ihm zu stellen. — Doch da kommt schon wieder ein Besuch die Treppe herauf. Daß ich nie Ruhe haben kann!"

„Das ist Johannes Tritt," sagte Elsbeth, und erröthete, als sie es gesagt.

Wirklich trat jetzt Johannes in's Gemach. Er sah bewegt aus und war noch blässer, als sonst. Der alte Herwart lud ihn freundlich auf den Stuhl neben den seinigen, aber die Mutter sprach: „Komm zu uns, Johannes, sieh, was Elsbeth Dir zum Andenken gestickt hat!"

Gerührt nahm der Jüngling die Stickerei, ergriff Elsbeths Hand und sprach: „Ich danke Dir. Dein Andenken kommt eben recht, denn in diesem Augenblicke reise ich noch ab. Nur einen kurzen Abschied von Euch wollt' ich noch nehmen, und dann fort, fort in die weite Welt."

Elsbeth's Hand zitterte in der seinen. Sie war unfähig, ein Wort zu sagen. Johannes legte bebend seinen Arm um ihren zarten Leib, preßte einen glühenden Kuß auf den schönen Mund und flisterte mit brechender Stimme: „Lebe wohl, theure Elsbeth! und sei glücklich!" „Nie!" seufzte Elsbeth, und Thränen entstürzten den himmlischen Augen und das leidvolle Antlitz verhüllend verließ sie das Zimmer.

Johannes sah ihr nach in unendlichem Schmerz. Ihn zog's zu ihr mit namenloser Sehnsucht, schon hob er den Fuß, ihr nachzueilen, da trat ein finsterer Gedanke zwischen sie und ihn, und regungslos blieb er stehen.

Die Mutter sah der Tochter Thränen und Johannes Kampf, und ehrte das heilige Unglück. Erschüttert wankte sie auf den Liebling zu, schloß ihn in die Arme und eilte stillweinend der Tochter nach.

Der alte Herward stand auf, legte die treue väterliche Hand auf des Schmerzgebeugten Schulter und sprach kummervoll: „O Johannes, ein Geheimniß zerfällt vor meinen Augen, das so reich an Keimen himmlischen Glückes jetzt nur Leid bringen kann und gebrochene Herzen! O warum mußt du so fürchterlich sein!"

„Wer leidet mehr als ich?" entgegnete düster Johannes, „mein Herz stirbt, umgeben von lachenden Rosen langsamen Martertod. Meiden muß ich das süßeste Glück, die Furie der Rache treibt mich von hinnen. Nur als Racheengel, das Schwert in der einen, die Brandfackel in der andern Hand sehe ich die Heimat wieder. Das Blut des abgeschlagenen Vaterhauptes rollt brennend in meinen Adern, drängt mich zur Vergeltung! Verdamme, wenn du kannst, meinen Wahnsinn!"

Die Stimme versagte ihm, er wollte sich losreißen, doch der biedere Herwart schloß ihn in die Arme und rief: „So thue denn was dein

Glaube Dich heißt! der Feind der Stadt bist Du, doch nie der meine!"

Thränen rollten über seine Wangen, und Johannes rief tieferschüttert: „O weine nicht, Mann! deine Thränen kann ich nicht ertragen!"

Und sein Schmerz brach aus mit unzähmbarer Wildheit, wie ein Rasender stürmte er fort, hinunter, schwang sich auf das von seinem Diener bereit gehaltene Pferd und jagte im Fluge durch die Strassen.

Außerhalb des rothen Thores begegnete ihm der eben nach der Stadt reitende Hofmair. Er ritt auf Johannes zu und fragte hastig: „Kann ich sicher zurückkehren? „Ungefährdet, antwortete Johannes bitter, „wart Ihr doch Keiner der Schlimmsten."

Traurig erwiederte der Alte: „Seid nicht zu grausam. An jener Blutschuld gegen die Euren trug ich keinen Antheil, doch quält mich mein Gewissen, daß ich mich nicht genug dagegen stemmte. Hangenor ist im Kampfe gegen die Ungarn gefallen, und wenn ich mein Haus bestellt, ziehe auch ich wieder fort, und die alte Brust wird bald mit ihrem Leid ein Ende finden. Zürnt mir nun nicht mehr und reicht mir die Hand zum Zeichen der Versöhnung."

„Dem Sterbenden sei verziehen“ rief Johannes und sprengte fort. Seufzend ritt Hofmair in's Thor.

Im wilden Jagen erreichte Johannes die Höhe von Friedberg. Dort saß auf einem Martersteine ein junges Mädchen in ärmlicher Trauerkleidung mit Wallerstab und Reisebündel, hingesunken vor Mattigkeit des Leibes, in der Erschöpfung trostlosen Elends. Ein Antlitz voll Schönheit, hinreißend in dem unnennbaren Weh, das es umwölkte, schaute thränenfeucht zu Boden aus der schwarzen Umhüllung. Mitleidig hemmte Johannes des Pferdes Flug. „Was fehlt Dir?“ fragte er. „Alles,“ seufzte sie kaum hörbar. „Woher bist Du?“ — Stumm deutete sie nach der Reichsstadt „Wie heißest Du? wer sind Deine Eltern?“ „Katharina,“ sagte die Weinende und wies bebend auf ihr Trauerkleid. „Armes Kind, Du bist eine Waise!“ rief Johannes, bei dem Worte schaudernd, ließ eine Börse voll Gold in den Schooß des Mädchen gleiten und sprengte weiter. Mit einem krampfhaften Schrei sank die Elende ohnmächtig zurück.

Auf der Anhöhe hinter Friedbberg hielt Johannes an und warf einen langen letzten Blick auf das vom Abendsonnengolde prächtig beleuchtete

Augsburg. Weithin dehnten sich die schimmernden Mauern, die blinkenden Dächer, überragt von hohen Thürmen, feierlich tönte der Vesperchoral der Glocken über die weite Tiefe herüber. Da gedachte Johannes des Ruhmes, der Schönheit der herrlichen Stadt, der frohen Tage seiner Kindheit und Jugend, gedachte liebend der engelgleichen Elsbeth uud sein Herz dehnte sich aus in vergessendem, seligen Traume. Doch sein Blick fiel auf die Dominikanerkirche, wo sein Vater, sein Oheim begraben lagen, und mit einem Schrei des Entsetzens erwachte der Unglückliche, wandte das Roß und jagte weiter, von Furien der Rache getrieben.

## 12.

## Das mächtigste Gefühl.

Allgemach vernarbten die von der Pöbelherrschaft geschlagenen Wunden, mit den heimkehrenden Edelgeschlechtern kehrte Wohlstand und Bürgerglück zurück, und Augsburg schritt inmitten einer stürmischen Zeit vom Segen des Himmels begünstigt den Weg zur Größe und wetteiferte mit Nürnberg um den Ruhm der herrlichsten Stadt Germaniens.

So war im Laufe der Jahre das Unheil vergessen worden, das Schwarz und sein Anhang einst gebracht; da weckte ein Begebniß die Erinnerung an die unter dem Galgen verscharrten Ungeheuer: Bruder und Sohn der enthaupteten Vittel sandten der Stadt den Fehdebrief.

Vier Jahre waren vergangen, seit Johannes Vittel aus Peter Herwarts Hause geschieden, und nimmer war seitdem die Freude dort wieder heimisch geworden.

Hell schien das Morgenroth in Herwarts Zimmer, doch es scheuchte nicht die Nacht aus des Greises Brust. Düster wandelte er hin und wieder und lispelte ein inniges schmerzliches Gebet.

Die Gattin trat ein und kummervoll die Augen zu ihm aufschlagend reichte sie dem Gatten einen offenen Brief. „Von Eleonora," sagte sie leise.

Herwart las und noch düsterer ward sein Antlitz.

„Wie schnell," rief er aus, „wie schnell ist der Frevel geschehen, und wie lange dauert die wehe Folge der Unthat. Dieser ewige Schmerz Eleonora's zerreißt mir das Herz. Wie so unglücklich ist sie, und doch ist das Maaß ihres Jammers nicht voll. Liebe und Herzlichkeit um-

geben sie in dem schönen Insbruck, doch auch die zarte Hand des Mitleids reizt ihre brennenden Wunden nur auf's Neue, und alles Große der Alpennatur erinnert sie fort und fort an den herrlichen Gemordeten. Und jetzt noch das Schwerste. Fasse Dich, auch Dir geht's nahe: Johannes Bittel steht mit bewaffneter Hand an der Gränze und droht Tod und Verderben!"

Weinend wandte die edle Frau sich ab.

„Weiß Elsbeth darum?" fragte sie bange.

„Noch nicht," entgegnete Herwart, „bereite Du sie vor Mutter! aus Deiner lieben Hand empfange die Hoffungslose den Leidenskelch."

Er verhüllte die feuchten Augen in der bebenden Hand und ängstlich ging die unglückliche Mutter, ihr unglückliches Kind zu suchen.

Hoch stand die Sonne am azurnen, von goldnen Wolkenflocken durchwobenen Himmel, und ihre Strahlen brachen sich funkelnd an den Waffen einer kriegerischen Schaar, die auf dem waldigen Gipfel des Kobels Mittagsruhe hielt. Im Kreise hingestreckt lagen die eisernen Männer, plaudernd, wilde Lieder singend, der Methflasche liebkosend und den gebratenen Hirsch zerlegend. Nur Einer schritt ruhelos, ungeduldig durch das Waldgehege und zuweilen die Hand gen Augsburg ballend

murmelte er einen grimmigen Fluch. Tiefer hinein ging er drauf in die Baumnacht und brütete über schauerlichen Gedanken.

Ihm nähern sich die Anführer der Bewaffneten und Einer spricht: „Von Augsburg her zieht ein berittener Trupp; wohl weht voran ein weißes Friedensfähnlein, doch fürchten wir Verrath und fragen Dich, sollen wir ihnen frisch entgegen oder sie hier erwarten im Hinterhalt?"

Zornig flammt des Angeredeten Auge und verweisend entgegnet er: „Augsburg kennt keinen Verrath in Krieg und Fehde und rühmlich that sich's immer hervor im Felde. Hat mich auch die Vaterstadt beleidigt, doch duld' ich nicht, daß man sie ungerecht schmähe. Traut dem weißen Fähnlein, bleibt ruhig bei Eurem Mahle, und laßt Euch von solchen, die Augsburg kennen, von seiner Kriegestreue erzählen."

Damit entließ er die Andern und eilte wieder zurück an die Lichtung, die die Fernsicht nach der Reichsstadt bot.

Eilig näherte sich der berittene Trupp, wie eine weiße Taube flog das Friedensfähnlein voran. Bald verloren sich die Reiter unter dem Laubgewölbe des Bergabhangs.

Eine halbe Stunde noch verging dem Harrenden in ahnungsvoller Erwartung. Endlich dröhnte Hufschlag näher und in einiger Entfernung hielten die Reiter und stiegen ab, halbversteckt hinter den dichtstehenden Buchen und Gebüschen.

Ein Greis schritt vor, die Andern blieben zurück. Zögernd wankte der alte Mann heran, die Arme hoben sich zu einer Umarmung und sanken langsam wieder hinab. Ernst, traurig stand Peter Herwart vor Johannes Bittel. Beide waren gealtert, in Beider Züge hatte das Leid seine Spuren gegraben; sie sahen sich an mit einem langen sprechenden Blicke. In diesem Blicke lag die Geschichte von fünf Jahren.

Peter Herwart hob zuerst an: „Weh mir und Dir, daß wir so uns wiedersehen müssen! O Johannes, wohin reißt Dich Dein ungerechter Groll? Warum willst Du das Schwert der Rache gegen Unschuldige schwingen? Dein Vater ist gerächt durch den Tod seiner Mörder, hüte Dich, daß Du nicht ihnen gleich werdest im Ueberströmen Deiner Rache! Die Bürgerschaft bietet Dir durch mich Sühne an, Deine Mutter ermahnt Dich durch mich zu versöhnlichem Thun — willst Du härter sein, als Coriolan? Lebt keine Regung der Liebe und des Dankes gegen die Vaterstadt, die

Deine Kindheit und Jugend beschirmte, in Deiner Brust?"

Rasch warf Johannes ein: „Vergeblich sind alle Worte der Versöhnung, das Schwert, das meines Vaters und Oheims Leben zerschnitt, trennte auch auf ewig alle Bande der Liebe zwischen mir und jener feigen blutigen Stadt. Strafen muß ich sie, das gebeut die heilige Sohnespflicht."

„Du gehst Deinem Verderben entgegen," versetzte Herwart, „meinst Du, die gewaltige Macht der Stadt werde nicht bald Dein Häuflein zermalmen? Was wird dann Dein Loos sein, was kannst Du von dem Kaiser noch erwarten, nach seinem letzten Ausspruch?"

„Was ist's mit dem Kaiser?" frug Jener rasch.

„Weißt Du also noch nicht," fuhr Herwart fort, „daß kaiserliche Majestät den langen Streit zwischen Augsburg und Dir und den Deinen endlich entschieden und der Stadt gnädig verziehen hat?"

Verstummt stand Johannes einen Augenblick, dann faßte er des Greises Hand und bat: „Vater kommt mit mir, seht und hört die Geister meiner Rache."

Nach wenigen Schritten standen sie vor dem Lager der Kriegerschaar. Hundert riesige Gestalten

mit sonnenverbrannten Gesichtern sprangen in Eisen klirrend empor und griffen zu den Waffen. Johannes winkte Ruhe nnd sprach: „Der Kaiser hat entschieden, er verzeiht den Augsburgern, und wer sie befehdet, den trifft die Acht. So geht denn heim, und hängt das Schwert an die Wand.“

Da trat ein junger Recke vor, schaute blitzenden Auges im Kreise herum, dann auf Johannes, und rief laut und keck: „Wir alle hier schwuren Dir Treue bis zum Tode. Hat auch der Kaiser entschieden, noch hat Gott nicht gerichtet. Gut und Blut für Dich, Tod und Verderben den Augsburgern!“

Und hundertstimmig scholl es durch den Wald: „Gut und Blut für Johannes Vittel, Tod und Verderben den Augsburgern!“

„Sieh' sie,“ sprach Johannes, „diese wilden verwegenen Bursche, höre, wie sie blutdürstig brüllen. Löwen haben sie gezeugt, Wölfinnen säugten sie, in Feldlagern wuchsen sie auf, Scharmützel waren die Spiele ihrer Jugend, in Schlachten sind sie alle erprobt — gegen diese hundert schickt tausend Eurer Söldlinge und ihr werdet sie bald oder nimmer wiedersehen.“

Er hielt inne, überschaute die sich wieder lagernden kräftigen Kriegsleute, erhob dann die Rechte zum

Schwure und begann mit Worten der Verwünschung, da rief eine wohlbekannte Stimme seinen Namen, und aus dem Gebüsche schwebte Elsbeth ihm entgegen, bleich, nicht mehr die frische Blüthe von sonst, aber unnennbar schön und rührend in heiligem Schmerz. Johannes verstummte, sein Arm sank herab und fing die Geliebte auf, die weinend ihr Haupt an seine Brust legte. O des Unglücks, so sich wieder zu finden! Welch' ein Schmerz, in Liebe ganz entbrennend Herz am Herzen sich zu liegen und sich nicht lieben dürfen!

Johannes rang sich aus der schmerzlichen Umarmung los. Er betrachtete die vor ihm stehende weinende Schönheit, und ein Bewußtsein der Schuld, daß die Trauer um ihn ihre ersten Blüthen abgestreift, ging durch seine wunde Seele. Elsbeth bemerkte den sinkenden Blick des Jugendgenossen, und Hoffnung erhellte das treue Herz.

Ruft nicht die Stimme der Geliebten, nach Jahren einmal wieder vernommen, alle Erinnerungen einer goldenen Vergangenheit wach? Die schönen Tage der Kindheit, ihre Engelsfreuden und Engelshoffnungen rief Elsbeth vor des rachekranken Mannes Gemüth, als sie sprach: „Johannes denkst du daran, wie wir als Kinder so gerne

beisammen waren, wie wir an den Festen und Turnieren der Vaterstadt uns freuten, wie Du immer versprachest, einst zu werden, wie die edelsten unserer Jünglinge? O warum befehdest Du jetzt die Stadt, zu deren Ruhm und Herrlichkeit Du so schön beitragen könntest? Keinen Schleier werfe ich über den Grund Deiner Rache, keine Entschuldigung will ich suchen für das Verbrechen, das Dir den Vater und Oheim raubte — Dein Auge sieht ja auf ihr großes Grab, es sah ihre Ermordung. Rache gelobtest Du in jenem schrecklichen Augenblicke, sie ist gekommen, die Mörder sind gerichtet, und Gott hat gerichtet! Die Schuldigsten haben Leben mit Leben bezahlt, die minder Strafwürdigen traf Verbannung oder der Fluch der öffentlichen Meinung. Was willst Du mehr? Sieh hinein in das gute Augsburg, sieh, wie dort die Künste blühen, wie Handel und Gewerbe den Segen und Reichthum aus drei Welten in die Vorrathskammern unserer Bürger führen, denke Dir das stille Bild einer Familie, wie der Vater fleißig rastlos wirkt und schafft, die Mutter sorgt und sinnt und spart, und heiter ein Kreis von guten Kindern um Beide erblüht. Kannst Du zweifeln, daß Gott uns gnädig sei? Und Du wolltest all' das ruhige Glück zerstören, wolltest

den Fluch der Mörder, die Dich zur Waise machten, auf Dich selber laden? Tausend und Tausend Hände heben sich in unsern Mauern zum Gebete des Dankes und der Liebe für Deine theueren Todten, tausend und tausend Zungen singen ihr Lob, und Du willst sie in ihrem Gebete überfallen mit Mord und Brand, weil Einige unter den Vielen sind, die einst nicht verhinderten, was sie nicht verhindern konnten! Einst war Dein Rachegelübde edel im Sturme des ersten Augenblickes, dort standen Dir noch Feinde gegenüber, jetzt wäre die Erfüllung gottlos, Friedensbruch, Verrath am Vaterlande. Johannes, mein Freund! erinnere dich, wie einst ein Heide auszog, die Heimath zu verwüsten, und wie er sich versöhnte auf Bitten seiner Mutter, sei Du nicht unmenschlicher, als Jener, Deine Mutter, jene Stadt, bittet dich, sei ein Christ, tritt an den Altar, der Versühnung vergib und liebe!"

Ein leichter Regen fiel bei Elsbeths letzten Worten über der Stadt nieder und schimmernd wölbte sich von ihr herüber der Bogen des Friedens. Sanft zog Elsbeth des Geliebten vor die Augen gehaltene Hand herab und deutete hin nach dem hehren Zeichen. „Sieh, selbst der Himmel ist mit mir im Bunde," sagte sie durch Thränen lächelnd,

„jener Bogen ist ein Pfand der Versöhnung allen Wesen, wolltest Du allein es verwerfen? Ist denn Dein Herz gestorben vor Dir, daß Du noch leben kannst ohne die Menschen zu lieben, wie Dich selbst?"

Des Jünglings Brust wogte im mächtigen Kampfe. Die edlere Natur trat siegend aus dem Streit. „Ich vergebe und liebe!" sagte er leise.

Als jetzt Elsbeths Thränen warm auf seine Wangen strömten, überfloß Verklärung sein Antlitz und er rief mit Entzücken und Schmerz: „Ja ich vergebe und liebe, doch nimmer wieder kann ich wohnen in der Vaterstadt, die mir den Vater nahm. Meine kühnen Bursche führe ich dem kriegerischen Kaiser zu, freudig wird er mich und sie aufnehmen, und nach rühmlichen Waffenthaten bereitet er mir wohl gerne in seiner Nähe ein friedliches Loos. Willst du dann mir gehören, theure Elsbeth?"

„Ich gehörte Dir immer," flüsterte Elsbeth mit Wonne, und wie Dein Loos auch immer fallen möge, bin ich die Deine."

„An mein Herz denn, Du Kriegerbraut," rief Johannes und küßte sie in feurig zärtlicher Umarmung, und innig umschlungen sanken Beide auf

die Knie und schauten betend empor zum Gotte der Liebe, Vaterhände legten sich segnend auf ihre Stirnen, und glückwünschend traten die Abgesandten Augsburgs heran, und die Krieger kränzten sich die Helme mit Reisern und Waldblumen und sangen die Weise:

Wir ziehen zum Streiten
Hinaus in die Welt
Zur Kampfstatt die Erde,
Den Himmel zum Zelt,
Um fern zu erstegen
Das heimische Glück,
Daß froh einst zur Liebe
Kehrt Liebe zurück.

So hatten sich die Liebenden denn wieder gefunden, freilich nur, um sich schnell wieder zu trennen. Aber wie viel seliger war diese Trennung, als die erste! Jetzt kehrte Elsbeth zurück mit der Botschaft des Friedens in die Stadt, in das elterliche Haus, und Johannes zog fort dem Ruhme, dem Glücke entgegen. Vor vier Jahren waren sie hoffnungslos geschieden, wie reich an himmlischen Hoffnungen trennten sie sich jetzt!

Bald schlug diesen Hoffnungen die Stunde der Erfüllung. Des Kaisers Huld verhalf Johannes zu einer neuen Heimat in Tyrol, die ihm Elsbeths Liebe zum Paradiese schuf, in dem Beide noch nach späten Jahren, beschirmt von Elternsegen, umkost von Kindesliebe, beglückt in der heiligen Harmonie ihrer Seelen die Götterstunde der Versöhnung priesen.

# II.

# Der Elementargeist.

Das Maaß, mit dem die Erde mißt,
Mußt du der Lieb' nicht geben,
Die, wie sie selbst ein Wunder ist,
Nur will in Wundern leben;
Sie wirkt im eignen Zauberreich,
Und Nichts auf Erden ist ihr gleich.

## 1.

Es war große Redoute. Die Menschen hatten sich maskirt, um in der Vermummung, die zu ihrer innersten Natur paßte, dieser einmal ungescheuet die Zügel lassen zu können. Alles berauschte sich aus dem Becher der ausgelassenen Freude. Nur Wenige trugen, wie schillernde Giftschlangen, im freundlichen Gewande ein verderbliches Gemüth, auch hier Heuchler, wie immer, oder in Harlekinskleide suchte der ernste Beobachter Menschenkenntniß im Gewühle der Narren.

Ein lautes fröhliches Leben wogte auf und ab in den von tausend Kerzen beleuchteten Sälen. Doch, wie nahe am blumigen Garten der Wiesrand liegt mit dem geheimnißvollen Elfenringe, so saßen in einem düsterbeleuchteten Nebenzimmer

in dunkler Unterredung zwei zauberhafte Masken, ein Chaldäer mit weißem Barte und ein Magierjüngling. Wie kostbare Perlen fing der Jüngling die Worte des Alten auf, der von der Kabbala sprach, von den Wundern der Sternwelt, und der geheimen Verbindung der Geister diesseits und jenseits, und ihrem Herüber- und Hinüberwirken, und von dem Zauber, der den güldenen Leuen gebührt und den Genius zum Dienste fordert.

„Erlaube," sprach der Jüngling, „weiser Lehrer, daß ich Dich unterbreche. Mir ward eine Erscheinung in meiner Kindheit, die mir als ein Beweis dessen gelten müßte, was du eben sagtest, dürfte ich sie für etwas Anderes, als für eine Ausgeburt der immer geschäftigen Phantasie halten. Ich reiste in meinem sechsten Jahre mit meinen Eltern nach Goslar. Unterwegs brach ein Rad, und wir waren genöthigt, auf einem einsamen alten Schlosse des verrufenen Harzgebirges zu übernachten. Meine Mutter mit meinem kleinen, kaum ein halb Jahr alten Schwesterchen und deren Wärterin schlief im schönsten Zimmer der Burg, das vormals eine heidnische Kapelle gewesen. Mich hatte man in ein Kämmerlein daneben gebettet. Ich war müde und schlief bald ein. Um Mitternacht erwachte ich, und mit Ensetzen sah ich

vor meinem Bette im Dunkel glühend den Fürsten der Finsterniß, die Arme nach mir ausstreckend, als wolle er mich nehmen. Ich schrie laut auf. Die Wärterin, die sich mit dem Nachtlichte entfernt hatte, kam jetzt zurück durch meine Kammer, und die Erscheinung verschwand. Ich sprang zitternd aus dem Bette und folgte Jener zu meiner Mutter. Sie war ohnmächtig und das Kind lag weinend am Boden. Meine Liebkosungen erweckten sie erst spät; ich erzählte ihr, was ich gesehen; sie erschrack, auf's Neue einer Ohnmacht nahe. Sie hatte dieselbe Erscheinung gehabt, die fürchterliche Gestalt hatte das Kind aus ihrem Arm gerissen und sie hart auf's Lager gedrückt, bis ihr Bewußtsein schwand. Meiner Mutter Entzücken über das Leben der Kleinen war gränzenlos, aber auch ihre Furcht. Mein Vater ward geweckt. Er wachte bei uns die ganze Nacht durch, erklärte aber das, was wir erschaut, für ein Gebild einer entzündeten Phantasie. Meine Mutter aber gedenkt noch jetzt jener furchtbaren Nacht mit Entsetzen und auch ich kann mich eines Schauders nicht erwehren, wenn ich ihrer mich erinnere. Was hältst Du nun hievon, weiser Pietro, scheint Dir wahrscheinlicher eine Ideenverbindung zwischen Mutter und Kind, ein Inein-

anderfließen meiner träumenden Seele mit der ihrigen, oder eine wirkliche, gestaltliche Offenbarung des bösen Geistes?"

Ernst erhob der Greis das silberlockige Haupt. „Wohl," sprach er, „ist nicht zu zweifeln an der Harmonie, in die verwandte Geister verfließen, wenn die irdischen Bande erschlaffen, wie dieß im Traume geschieht. Aber hinwieder kannst Du auch nicht zweifeln an dem, was Deine Augen gesehen. Und wie kam Dein kleines Schwesterchen unversehrt auf den Boden? — Thoren sind, die da läugnen wollen das Dasein eines verneinenden Urgeistes, verkündet nicht das Leben sein ewiges Wirken? Bald kommt er heimlich im Dunkel der Nacht, und säet Unkraut unter den Weizen, bald zeucht er brüllend einher und mäht mit unaufhaltsamem Schwerte der Vernichtung die reifende Völkersaat, und leert hohnlachend den Purpursaft aus den Pokalen der Könige und füllt sie mit ihrem eigenen Blute. Wäre nur ein Gott des Guten, woher käme die Sünde? Von dem Augenblicke an, da das gute Prinzip allein mächtig geworden, hätte das Böse verschwinden müssen. Gibt es nicht ein Laster gegen jede Tugend? Und welches siegt öfter? Daher muß es ein böses Prinzip geben, wie ein gutes, und jenes ist mächtig, wie

dieses, und keines wird je das andere überwinden. Eine Verkörperung des bösen Geistes ist nur ein kleiner Fastnachtscherz gegen das ungeheure Spiel, das er mit den Sonnenbällen treibt. Doch verzage darum nicht. Zwischen beiden Mächten steht der Mensch; im Kampfe um ihn sprangen beiden die gefeieten Schienen ihrer heiligen Kraft, nur ihnen selber lösbar, und in ihr geheimes Inneres drang nun der Blick des Weisen und der kluge Mensch benützt, was sich ihm offenbarte. Ormuzd gab das heilige Feuer und dem Ariman ist das Wort des Bannes entschlüpft, dem alle seine Geister gehorchen müssen, weil er ihm selber gehorcht. Oder, wenn Du lieber willst: der Sohn Gottes steigt hernieder in Brodgestalt auf Menschenbitte, und der Geist der Nacht tritt in's Leben, wird der rechte Zauber gesprochen."

„Und dieses Wort, es ging verloren!" seufzte der Jüngling.

„Nein, es lebt," erwiederte der Greis und sein Auge glänzte in düsterm Feuer auf, „es hat sich erhalten in den Urkunden hoher Weisen. Aber kaum in Jahrhunderten ersteht ein Sterblicher, dem es gegönnt ist, das Siegel der Geisterwelt zu lösen. Nur einem Jünglinge, dessen Seele von Kindheit an rein geblieben von jedem irdischen

Makel, ist das große Werk vorbehalten, nur eine Hand, die allein für Wahrheit und Tugend sich hob, darf die zaubergewaltigen Kreise ziehen, nur ein Mund, der nie eine Lüge sprach, nie ein Weib küßte, darf das Wort aussprechen, vor dem Greif und Salamander zittern. Wehe dem, der es wagte von Sünde befangen!“

„Ich fühle mich rein,“ rief entzückt der junge Teutsche, „lehre mich das große, herrliche Wort!“

„Wie, Du wolltest jetzt schon das Furchtbare beginnen?“ fragte erschrocken Pietro, unzufrieden, wie es schien, mit dem Eifer seines Schülers. „Jüngling, fürchte die schrecklichen Mächte!“

„Warum den Kelch zurückreißen,“ erwiederte jener heftig, „den Du mir schäumend an die Lippen setztest? Oder willst Du mich necken, wie ein Kind, dem man einen glänzenden Stern zeigt am Horizont, und ihm sagt, vom Berge aus könne es ihn erreichen, und wenn es hinaufgestiegen ist, sieht es getäuscht das goldne Licht unerreichbar in der endlosen Himmelsweite? Pietro, ich bitte Dich, sage mir die Wahrheit, ob es eine solche Macht gibt, und ob der Mensch im Stande ist, sie zu zwingen, daß sie ihm diene, und ist es so, so laß mich nicht vor Durst verschmachten am Quell' des Lebens!“

Ein leichter Zug des Hohnes flog über des Greises Antlitz. Streng sah er den Jüngling an. „Glaubst Du an Gott?“ fragte er.

„Ich glaube und bete an. Es ist ein Gott der Liebe!“ erwiederte fest der Jüngling.

„Und woher hast Du diesen Glauben?“

„Die ganze Natur verkündet mir diesen Gott, und mein Gefühl spricht von ihm. Ueberall zeigt sich meinem Blicke eine segensvolle göttliche Weisheit, überall das Schaffen der Liebe. Die Sterne kreisen nach einem ewigen Gesetz, die Sonnen strahlen Licht und Wärme und lachendes Leben auf sie umwandelnde Erden, und wende ich das Auge auf die Nähe: wie strebt hier Alles zur Vollkommenheit: eine Blume verwelkt, aber eine edlere erwächst an ihrer Stelle, eine irdische Freude stirbt, und eine himmlische erfüllt beseligend die verklärte Brust, einen allmächtigen liebenden Vater finde ich überall, vom thaubeglänzten Halm, der das Kind erfreut, bis zur wolkenumschleierten Eisesjungfrau, vor der der Mann in Bewunderung versinkt“ —

„Recht,“ unterbrach ihn der Greis, „die Wahrnehmung und eine unerklärliche, eingeborene Empfindung leiten Dich zu dem Glauben an eine

gute Gottheit, und Du folgest willig diesen Leiterinen, aber führen Dich ebendieselben nicht auch zur Idee eines für sich mächtigen unabhängigen bösen Gottes? Fühlst Du nicht Schauder vor einem furchtbaren Unsichtbaren, wenn Du um Mitternacht durch Gräber schreitest, drinnen Verbrecher ruhelos träumen? Ist es Dir da nicht, als langten Geister mit eiskalten Polypenarmen herauf nach Deinem Herzen? Und woher das entsetzliche Ringen der Sterbenden, wie mit Dämonen? Woher die fürchterlichen Träume, die den Menschen quälen, wenn er ruhen möchte? Kommen sie nur vom Blute? Zeigt etwa auch das Blut dem Träumer die Zahl, die ihm als Treffer sein Glück und sein Verderben gewinnt? — Zernagt nicht ein giftiger Wurm die schönste der Blumen, und eine Brennnessel wächst empor an ihrem verdorrten Stamme? Flieht nicht die Freude, und Kummer und Angst brechen stückweise das Herz? Verwelkt nicht die Unschuld am Hauche des Lasters? Stirbt nicht der Gerechte unter dem Dolche des Meuchelmörders? Und dies Alles sollte ein Gott der Liebe wollen? Und jene Sterne, hast Du auch nur ihre Schaalen gesehen, und weißt Du, ob nicht die Kerne Höllen bergen? Betrachte nur den Mond, wie voll schauerlicher

Abgründe und Riffe ist nicht seine Rinde, deine wasserlose Bergeswüste?"

„Auch das habe ich bedacht," entgegnete der Graf, „aber liegt es nicht im Begriffe der Allmacht, daß sie Nacht erzeugen könne, wie Tag, daß sie tödten könne, wie beleben, vernichten, wie erschaffen? Soll in einem und demselben höchsten Wesen nicht solche doppelte Kraft vorhanden sein, wie im Magnet die positive und die negative?"

„Aber," sprach lächelnd der Greis, „kann die Liebe hassen? Kann die höchste Tugend, die unbegränzte Erbarmung die tiefste Schuld senden, Opfer für ein Marter zu werben, aus der keine Gnade mehr rettet? Kann ein guter Gott Anderes wollen, als das Gute, kann er sein Geschöpf zu Anderem bestimmen, als zur Seligkeit? Und doch geschieht das Böse, und die halbe Welt verfällt der Finsterniß!"

„Ist denn nicht der Mensch," erwiederte Guido, „selber Schuld an seinem Falle? Und hat die heilige Geschichte Unrecht, wenn sie sagt, der Geist der Finsterniß sei ein abgefallener Engel des Lichts?

„Sie hat es," erwiederte Pietro, „der ist ein schlechter Künstler, dessen Werk seine Bestimmung nicht erfüllt. Verträgt es sich mit der Idee der Allmacht, daß ein Wesen, das sie zur Seligkeit

schuf, der Verdammniß anheim fällt? Nur ein Geschöpf der Unmacht könnte der Bestimmung, zu der es geschaffen ward, geradezu entgegenstreben. Das böse Prinzip kann also kein Geschöpf des guten sein. Willst Du daher nicht ganz ohne Gott sein, so erkenne deren zwei."

„Fast bin ich überzeugt," rief der Graf mit Uebermuth, „aber um so flammender ist nun meine Begier: stille, stille sie, soll ich mich nicht verzehren im eigenen Feuer!"

„Dir werde gewährt," sprach feierlich der Werber der Hölle, „Aber weißt Du Dich frei von Schuld, und wirst Du nie eine begehen?"

„Nimmer," antwortete mit Feuer Guido, „habe ich mich gröblich vergangen, das Rechte und Wahre ist mein Ziel gewesen immerdar, nie hat ein Weib mir Liebe entlockt, und nimmermehr wird meine Seele der Sünde huldigen und nimmermehr wird mein Arm ein Weib umfangen!"

Ein Seufzer hallte in's Ohr des Schwärmenden. An der Thüre lehnte eine reizende Silphide, sanfte Blicke trafen aus der schwarzen Maske den Grafen, aber mit warnend erhobener Hand entfloh sie, als der Alte sie lüstern betrachtete.

„Morgen," sprach dieser, als achtete er der Erscheinung nicht, „soll Dir werden, wonach Du

schmachtest. Und nun nach Hause, denn nicht geziemt es dem Weisen, den Blick zu lange zu heften an das Treiben der Thoren, und hier ist deren Fest!"

## 2.

Guido hatte eine schlaflose Nacht zugebracht. Die Kunde von dem Schwarzkünstler Faust war ihm lockender erklungen, als die alten Göttersagen des Joniers. Träume von ähnlicher Herrschermacht über die Geisterwelt hatten sein Wachen und seinen Schlaf ausgefüllt; nicht nach dem Fürstenscepter, nicht nach dem Feldherrnschwerte, nur nach dem Zauberstabe gelüstete es den Jüngling. Nun sah er sich so nahe am Ziele. Pietro's Worte und die Erscheinung seiner Kindheit schwebten ihm vor, er glaubte diese bei jedem Knistern in der Stille der Nacht sich wiederholen zu sehen, aber er fühlte, daß er vor ihr nicht mehr zittern würde, wußte er doch, daß die finstere Macht keine Gewalt über ihn habe, so lange er sich nicht selbst von dem Lichte losgesagt.

Der Morgen kam, und der Mittag, und Pietro nicht, und zu ihm durfte er nicht, denn Pietro hatte ihm geboten, ihn zu erwarten. Erst, als es dunkelte, erschien der Weise. Er verriegelte bei

seinem Eintritte die Thüre und lauschte, ob Niemand im anstoßenden Zimmer sich rege. Alles ruhig.

Aus seinem weiten Mantel zog er nun eine große, vergilbte Pergamentrolle, und einen weißen mit dunklen Charakteren bezeichneten Stab und gab beides dem begierigen Schüler. Dann hieß er ihn in die Mitte des Zimmers treten und einen Kreis um sich beschreiben. Guido that es, und blaue Flammen flackerten auf unter dem umkreisenden Zauberstabe und bildeten zuletzt einen wie in Schwefelglut lodernden Zirkel. In die Flamme goß Pietro aus einer kristallenen Phiole einen starkriechenden Spiritus, der das Zimmer schnell mit dichtem betäubenden Rauche erfüllte. Jetzt befahl der Meister dem Beschwörer, die Rolle abzulesen. Guido that es mit sicherer Stimme. Als er geendet, erhob sich ein seltsames Leben in dem Zimmer. Allerlei luftige Gestalten, Zwerge, Salamander und Kobolde tanzten auf dem Rauche. In jähem Zorne warf der Jüngling die Rolle zu Boden: „Ist das Deine Geisterwelt, Gaukler?“ schrie er den Lehrer an. „Zittere vor diesen, Frevler!“ grollte jener. „Ich lache dieser Knabenkünste,“ rief hohnlachend Guido, ha, daß der rechte Teufel käme, und Dich zittern machte! Der Du Dich mir, dem Kinde gezeigt, zeige Dich dem Jüng-

ling, der Dich verachtet, Beelzebub, Popanz der Knaben, Spott der Mannheit, Fliegengott, erscheine!"

Ein Donnerschlag erschütterte das Haus. In einem Nu erloschen alle Lichter und in der stockfinstern Nacht des Gemachs erglänzten in grünem Feuer zwei furchtbare Augenteller aus einer Höllenlarve.

Guido erschrack, aber bald kehrte seine Herzhaftigkeit zurück. „Willst Du mich einschüchtern, Sklave?" rief er. „Erscheine in freundlicherer Gestalt und gehorsame."

„Es geschehe!" erklang demüthig eine leise Stimme, und die Kerzen auf dem Tische entzündeten sich von selbst, und in der Ecke, wo das Ungeheuer dagestanden, saß auf der Lehne eines Stuhles ein Rabe und krächzte: „Guten Abend!"

Pietro war besinnungslos zu Boden gesunken. Aus seiner Betäubung erwachend warf er einen scheuen Blick auf den gespenstigen Vogel und sprach finster warnend: „Du hast den Schrecklichsten der Schrecklichen gerufen, aber theuer fürchte ich, wird es Dir zu stehen kommen. Du bedarfst meiner nun nicht mehr, lebe wohl, wir sind geschieden!" und drohenden Blickes entfernte er sich.

„Bleibe sitzen, bis ich Dir rufe!" befahl Guido dem Raben. Er erhob die Rolle, die der alte

Zauberer zurückgelassen, und las in ihr, und las fort mit steigendem Interesse bis in die späte Nacht.

Die schweigende Mitternacht lag über der Stadt. Dumpf verhallte unten die Stimme des Wächters, der die Geisterstunde verkündete. Da hüpfte der Rabe von seinem Sitze herab, und flatterte mit seltsamen Bewegungen dem Tische zu, immer größer und abentheuerlicher werdend, bis er riesengroß vor dem Lesenden stand, ihn anblitzend mit begehrenden Augen, lechzend mit der Feuerzunge und die wie glühend Eisen glimmenden Krallen nach ihm ausstreckend und wieder zurückziehend, als wolle er ihn erfassen und könnte nicht. „Hebe Dich, Satan!“ rief Guido, und hielt ihm die Rolle entgegen, auf der ein sonderbares Zeichen wie Sonnenlicht glänzte, „zurück in Deinen Winkel, oder ich banne Dich in den Stamm eines Eichbaum's, in dem Du Jahrhunderte winseln magst!“

Augenblicklich saß der Rabe wieder auf der Stuhllehne im Winkel und flehte demüthig: „Aber, Herr, soll ich ruhig sein, so lese Du still die fürchterlichen Worte, die mich bannen, Du riefest eben laut und ich gehorchte.“

„Heute bedarf ich Deiner nicht mehr, ruhe bis morgen!“ erwiederte Guido, und las weiter. Der

Rabe steckte den Kopf unter den Flügel und gähnte schläfrig: „Gute Nacht, Herr!“

### 3.

Am frühen Morgen erwachte Guido. Er war über dem Lesen eingeschlafen, die Kerze war niedergebrannt. Des Erwachten erster Blick fiel in die unheimliche Ecke. Der Rabe war verschwunden. Ein Knabe in reicher Knappentracht lag schlummernd auf dem Boden, das holdseligste, lieblichste Wesen der Welt. Edel und schlank war sein Wuchs, um ein unschuldiges, kindliches Engelantlitz floß eine anmuthige Fülle dunkler Locken, das selige Lächeln eines heiteren Traumes schwebte um den lockenden Mund und ungleich bewegt hob sich das Scharlachwams auf den Wellenschlägen des Busens.

Erstaunt betrachtete Guido diese neue Verwandlung; unwillig rüttelte er den schönen Schläfer an der Schulter, eine Schleife der Weste sprang und der Blüthenschnee der reizendsten Mädchenbrust ward sichtbar. „Helene!“ rief Guido überrascht.

„Was will mein Paris?“ fragte der lockende Geist mit den schmeichelndsten Tönen der süßesten Stimme und schaute zu ihm empor mit unschuldig schüchterner Miene.

Mit Abscheu wandte sich Guido ab. „Weiche Versucher!“ donnerte er zornig, „zurück in deine schwarze Hülle: oder willst Du lieber als Kröte vor mir kriechen?“

Weinend warf sich der Geist vor Guido hin und rang bittend die Hände. „Du nennst mich Helena,“ flötete der liebliche Mund, „Dir gefällt meine Gestalt, und doch willst Du mich verstoßen? O laß mich in dieser Form, die ich wählte, Dich zu beschützen!“

„Du mich beschützen, wovor? Spare Deine Thränen, Krokodil, ich kenne Dich! Fort, bis ich Dich wieder fordre!“ Und er schleuderte die schöne Flehende zurück.

„Wofür hast Du mich gefordert?“ sprach der Geist. „Mit Deinem Zauber hast Du mich Dir zu ewigem Dienste verpflichtet. Zögst Du an's Ende der Welt, ich zöge mit Dir. Du wolltest morgen erst Padua verlassen, hast Dich aber anders besonnen, und wirst noch heute abreisen und ich werde Dich begleiten. Laß mich als Edelknaben gelten, und ich nenne mich Fides.“

Entsetzt betrachtete Guido die Sprechende. „Weiß auch der Teufel die geheimsten Gedanken der Menschen?“ fragte er, „Fort mit Dir, Geist des Verrathes! meine Seele will ich für mich allein!“

„Du hältst mich für den Teufel,“ sprach sie, ich bin es nicht. Ich bin eine Salamanderin, entsprossen dem reinen Feuer. Mir gehorcht ein weites Geisterreich. Die Rolle, die Dir der unwissende Pietro gab, rief mich und meine Geister Dir zum Dienste. Wir erschienen Deinem Rufe unsichtbar. Uns ärgerte der Gaukler, der Dich mit den Gespenstern seiner magischen Laterne täuschen wollte, ich schreckte ihn mit der Erscheinung eines Höllenbildes, er war gestraft; Du aber wardst uns Allen bewundernswerth durch Deinen unerschütterlichen Muth. Sehnend betrachteten Dich die Salamanderinen, vor Allen aber liebend ich, ihre Königin. Wie Diana zum schönen Jäger Endymion, wie Venus herniederstieg zu ihrem Lieblinge Andonis, so kam ich, die Unsterbliche, hernieder, hüllte mich aus Liebe zu Dir in dieses Staubgewand, das mich an die Erde und ihre Zufälle fesselt, bis ein menschlicher Tod von ihm mich wieder frei macht, und opfre Dir nun Alles, selbst die Geistermacht, die mir geblieben, und Nichts will ich scheuen um Dich, selbst nicht den Tod, der mich doch wieder trennen würde von Dir!“

„Wie rührend,“ spöttelte Guido, „und darum wurdest Du Uhu und Rabe? und ich glaube, Du könntest auch ebenso gut einher stolziren als hoch-

gelehrter Doktor, das Baret etwas tief in die Stirne gedrückt und den einen Fuß auf eine gewisse Art nachziehend unterm Mantel?

Die Salamanderin schwieg, aber sie bewies, daß es ihr Ernst sei, dem Lieblinge zu dienen. Nie hatte ein Edelknabe feineres Gefühl für seines Herrn Wünsche, nie eine Liebende zärtlichere Sorge um den Geliebten.

Vor der Abreise besuchte Guido noch einmal den Hörsal eines der Weisen in Padua. Dicht gedrängt saßen und standen die Zuhörer jeden Standes und Alters und von allen Nationen in dem weiten Saal und lauschten den Worten des berühmten Lehrers, der von der geheimnißvollen Kunde der Sterne in Räthseln sprach. Tiefsinnig verließ Guido den Saal. Unwillig gewahrte er an seiner Seite die Salamanderin. „Kamst Du durch die Luft,“ fragte er, „schwebtest Du vielleicht da drinnen als Fliege am Fenster?“ „Ich saß unferne von Dir,“ entgegnete sie, „und es schmerzte mich, daß Du so aufmerksam goldnen Lügen horchtest, und Dein kräftiger Geist sich bethören ließ gleich hundert anderen.“

„Wie, Du Geist der Tiefe,“ rief er entrüstet, „Du wagst es, die Wunder des Lichtes zu schmähen,

zu verläugnen? Freilich, Dir sind sie verschlossen für ewig!"

„Mein Leben wohnt im Lichte," erwiederte Fides ernst, „aber die Sterne sind noch nicht das reine Licht, und der Mensch kann sich Schöneres denken als ihre glänzenden Massen. Guido, denkst Du wirklich, jene rollenden Feuerbälle bestimmten der Sterblichen Loos?"

„Die Weisen sagen es und Beispiele beweisen," versetzte er.

„Sie glauben es nicht, die es sagen," sprach Fides, „und die Beispiele beweisen nicht. In Zweideutigkeit hüllten die Orakel ihre Sprüche, und der Fragende gewann oder verlor die Schlacht, je nachdem sein Muth oder seine Verzagtheit den Spruch deutete. Nicht vom Himmel liest der Sterndeuter seine Prophezeihung, er schaut abwärts von der eigenen Höhe auf die Ereignisse und in die Herzen der Menschen, und aus diesen holt er seinen Spruch und knüpft daran einen Vorbehalt, den er in Geheimnisse hüllt, weil er ihn selbst nicht kennt: er heißt das Glück. Und steht in den Sternen schon des Menschen Loos, was ist er dann? Ein armes, willenloses Ding!"

„Schwinge Dich nicht in eine Welt, aus der Du verstossen bist!" sagte der Graf verstimmt,

„Willst Du bei mir bleiben, so mische Dich nie in mein Sinnen und Treiben.“

Seufzend schwieg Fides. Schweigend besorgte sie zu Hause die nöthigen Vorkehrungen zur Abreise.

## 4.

Ein venetianisches Handelsschiff trug den Geisterbanner und die gebannte Salamanderin rasch hinaus in's blaue Meer. Der Graf hatte die Stadt der Wunder angestaunt, er hatte sich gefallen in dem wechselnden Wandern, bald dahinzugleiten in der schwankenden Gondel, bald sicher wieder einherzuschreiten auf dem festen Grunde, denn es stimmte überein mit seinem Herzen. Aber bald war seiner begehrenden Seele in ihrer Unersättlichkeit auch die ungeheure Stadt zu klein und er sehnte sich hinaus in die Unermeßlichkeit der See.

Schauend stand er auf dem Verdecke. „Sieh,“ sprach er zu Fides, „wie dort die Thürme, die Palläste versinken, so vergeht alles Große, alles Schöne!“

„Scheinbar,“ sagte sie, „wenn wir uns von ihm entfernen.“

Guido fuhr düster fort: „Dort liegt das paradiesische Land mit seinen Blüthenhainen im

Zauberschmucke des Frühlings! Doch schon klingt im Liebesflöten der Nachtigallen die Klage, wie bald das Singen muß verstummen, und in die Küsse, die der Zephir der Blume gibt, mischt sich schon der Seufzer über ihren frühen Tod. Ach, über jeder Lust schwebt schaurig die Vergänglichkeit!

„Du Armer!" sprach Fides bedauernd.

„Warum beklagst Du mich?" fragte er.

„Weil Du dem schönen, freudigen Frühling eine undankbare Klage erdichtest, von der er nichts weiß," und ebenso unrichtig, als wolltest Du von Deinem Leben auf das der Seligen schließen, das Loos der Geschöpfe unter Dir zu dem Deinigen emporhobest. Bist Du etwa vergänglich? sind es Deine Freuden? Oder gibst Du dem heiligen, schönen Gefühle, das Dich entzückt, den Namen der Freude nur in dem Augenblicke, daß es erscheint, nicht auch dann, wenn es verklärt, unsterblich in der Erinnerung fortlebt und Dich nach Jahren noch beseligt, heiliget und tröstet? O, ein unsterblicher, ein ewigblühender Frühling sucht Dein Herz, und Du erkennst ihn nicht! Nicht den warmen immerklaren Sonnenschein der Liebe, nicht die Himmelsblumen der Phantasie, die dem ewig blühen, der sie pflückt, nicht den geisterfüllten Klang, der einst den starren Stein

belebte, der ewig durch die Seele bebt, in der die Saiten zu ihm liegen!“

Fides schwieg, aber ihre Seele schien mit Engeln fortzusprechen, von der Begeisterung zu ihren seligen Höhen getragen. Bewundernd betrachtete sie Guido, wie sie dastand, verklärt vom Purpurlicht der versinkenden Sonne.

„Du bist unvergleichlich schön!“ sprach er unwillkührlich leise vor sich hin. Fides vernahm den Ausruf und eilte erröthend hinab in den Schiffsraum. Bald kehrte sie mit einem Teller köstlicher Südfrüchte und einer Flasche funkelnden Weines von Chios zurück.

„Errieth ich Deinen Geschmack?“ fragte sie lächelnd, als er einen Becher des feurigen Trankes in gierigen Zügen sog.

„Was wäre in mir, das Du nicht erriethest?“ fragte er halb scherzend, halb vorwurfsvoll dagegen, und den Becher wieder füllend bot er ihn Fides, doch dankend lehnte sie ab.

Zu Guido gesellte sich ein fahrender Schüler, den er schon in Padua gesehen zu haben sich erinnerte, und bald saßen beide im lebhaften Gespräche über die träumerische magische Kunst. Den entschwundenen Tag ersetzte die Mondhelle, und sie merkten nicht, wie Stunde um Stunde,

Flasche um Flasche verrann. „Fides!" schrie Guido. Er hätte gerne mit dem Landsmanne bei griechischem Weine eine attische Nacht gefeiert. Aber Fides erschien nicht wieder. „Wer ist dieser Fides?" fragte der Andere, „dieser Knabe, für einen Narzissus noch zu schön, und wär' er ein Mädchen, Schlachten der Könige werth, wie Helena?" „Er ist mein Sklave!" antwortete Guido kurz, und mißgestimmt schied er von dem neuen Freunde.

Halbtrunken kam er hinab, wo Fides seiner noch wartete. „Man hat uns beide in dies Zelt gebettet," sprach sie, „und da wir uns doch nicht entkleiden werden, so hat es wohl nichts zu sagen."

„Geh, schamlose Salamanderin!" befahl rauh der Graf, aber glühend haftete sein Auge an den reizenden Formen der wehmüthig sich Entfernenden.

## 4.

Ueber den Berauschten kam nach kurzem starren Schlummer ein sonderbarer Traum. Die Vorhänge des Zeltes öffneten sich, und herein schwebte in göttlichem Glanze die Königin der Feuergeister. Ein wallender goldener Schleier umfloß die herrliche, leuchtende Gestalt, das überirdisch schöne Antlitz lächelte in unendlichem Liebreiz, sehnsüchtig breitete

die Unsterbliche die Götterarme nach dem Jünglinge hin, und er erlag der bezaubernden Gewalt. „Helena!“ rief er in glühender Wollust, und sie sank an seine Brust und berauschende Küsse brannten auf seinen Lippen; seine Adern kochten in Fieberhitze, ein verzehrender Glutstrom durchrann sein innerstes Mark, seine Vernuft ging unter in lodernden Flammen. „Ich bin der Teufel,“ sprach sie mit der süßesten Stimme, „liebst Du mich, Schöner, Blühender?“ Ihre Arme umschlangen enger seinen Nacken, ihre heißwogende Brust preßte sich fester an die seine. „Ich liebe Dich!“ hauchte er in der Ohnmacht der Lust. „Ich bin selig,“ jauchzte sie, „Du liebst mich, o süßer, herrlicher Guido, o sage mir es noch einmal, sage mir: Beelzebub, ich bete Dich an!“ Seine Sinne schwindelten hin in zündender Wonne, seine Kraft verrann in wilder, brausender Gier, er öffnete die Lippen, zu stammeln, was Helena begehrte. —

Ein leichter Windstoß schaukelte das Schiff und Guido lag erwachend auf dem Boden. Eiskalter Schweiß perlte auf seiner Stirne. Durch die vom Lufthauche spielend bewegten Vorhänge des Zeltes fiel das Mondlicht auf das Lager der Salamanderin, es war unberührt. Aufgeregt erhob er sich, und kletterte auf den Bord, sie zu suchen.

Am dunkelblauen Himmel leuchtete in Götterruhe der volle Mond, und sein Licht schwamm glitzernd, weitzerstreut auf dem Meere, das in der Ferne in Eines zu verfließen schien mit dem Nachthimmel. So spiegelt sich in dem Menschengeiste, der dem vom Erdendunkel befangenen Blicke zu reichen scheint an den Himmel, die göttliche Idee; aber es ist nur der zerstreute, auf Wellen schwimmende Widerschein, und dem weitleuchtenden Schimmer des Menschengedankens fehlt die Kreisform des göttlichen, der Vollendung, die stetige Ruhe der ewigen Einheit.

Ergriffen von der idillischen Feierlichkeit des Anblicks lehnte sich Guido an den Mast. Geisterhauch schien die weißen Segel zu schwellen, blendend leuchteten im Mondenglanze die blanken Dielen und Brüstungen des schwanengleich dahingleitenden Schiffes, kein Leben regte sich an Bord, nur geräuschlos saß der Steuermann am Ruder, die schweigende Seele des Fahrzeugs.

Ein süßes Tönen schwebte vom Schnabel des Schiffes her zu dem Schauenden. Leise ging er den Klängen nach. Dort lag Fides auf einem herabgelassenen Segel, die Zither im Arme. Aufgehäufte Waarenballen verbargen ihn, und von ihr unbemerkt versenkte er sich in ihr Anschauen.

Wie ein Träumender starrte er die herrliche Gestalt seiner Fides an, die ihm nie so schön erschienen war, eine Himmlische, die herniedergestiegen aus Liebe zu einem Sterblichen, zu ihm! Tief in sein Herz drang der herrliche Sang des schönsten Mundes und das schwermüthig gesenkte Auge, gesenkt in der Sehnsucht nach seiner Liebe, sprach jetzt mächtiger zu ihm, als wenn es an ihm hing mit dem Feuer der zärtlichsten Innigkeit. Sanft in sich geneigt rührte die herrliche Unsterbliche die Saiten der Zither, und als wolle sie Geister verklären, erklang die Klage der Salamanderin:

Still in unermess'nen Weiten
Schlummernd liegt das heilige Meer,
Leise Geistergrüße gleiten
Auf dem Spiegel hin und her.

Luna blickt vom Himmelsbogen
Sehnend durch die stumme Nacht
In die schlafbefangnen Wogen,
Harrend, daß der Gott erwacht.

Doch er liegt in tiefsten Räumen,
Wo in ewig dunkler Fluth
Meeresungeheuer träumen,
Ahnet nicht der Göttin Glut.

Und in Wehmuthschleier hüllet
Sie den Glanz der Schöne ein:
„Ist mein Wesen lichterfüllet
Ewig, ewig Dir nur Schein?“

Und sie flieht und kehret wieder,
Kehrt zurück mit jeder Nacht,
Blickt vom Himmel sehnend nieder,
Harrend, daß der Gott erwacht.

Und mit ihres Herzens Helle
Schirmet sie des Schläfers Hort,
Lichtestrunken schweigt die Welle,
Doch er selbst träumt ruhlos fort.

Mit innerem Kampfe hatte Guido zugehört. Er wollte hinstürzen, und die Sängerin an die wogende Brust drücken. Doch durch seine seligsten Empfindungen zog vernichtend der schwarze Gedanke; „Wie, wenn die Hölle Dich lockte mit ihren blendendsten Künsten?“— Mit gewaltsam zurückgedrängter Leidenschaft, die wie vulkanische Glut zum Ausbruche strebte, hielt er sich an dem straff vor hm herniedergehenden Tau. Zwischen die Idee von dem Geiste der Nacht drängte sich ihm die schreckliche Frage, ob er nicht als ein Thor einem Wahnglauben nachhänge, ob er nicht geisteskrank

sei? Diese Fides, kaum wagte er es zu denken, konnte sie nicht ein menschliches Wesen sein? Doch wozu dann diese Täuschungen, ihre Verkleidung, ihr eigenes Geständniß, daß sie dem Geisterreich gehöre? Mit steigender Verwirrung gedachte er seiner Träume wieder, in denen er nun einmal Wahrheit zu suchen gewohnt war.

Fides war auf die Kniee gesunken. Sie betete. Aufgelöst in Schmerz und Hingebung schien sie dem Vater im Himmel ein heimlich glühendes Leid zu klagen. Thränen perlten über die zarten Wangen. und der Friede des Herrn kam über die Betende; und wie ihre Seele höher und höher emporschwebte auf den Fittigen des Glaubens, so verklärte sich in steigender Glorie ihr Antlitz, ihre ganze vom Adel der Andacht erhobene Gestalt zum heiligen Cäcilienbilde. O es gibt nichts Rührenderes, nichts Himmlischeres auf Erden, als die betende Schönheit! — Das fühlte auch Guido; er gelobte sich in diesem Augenblicke der schönen Fides gütiger zu begegnen, mochte nun die räthselhafte Salamanderin sein, wer sie wolle. Daß sie kein Unhold sei, wußte er nun, denn ihm däuchte für gewiß, daß ein Weib Alles heucheln könne, Tugend, Liebe und Treue, daß aber der Strahlenschein der Andacht nur das geheiligte Haupt der wahrhaft Guten umglänzt.

Jetzt trat er vor, und Fides wandte sich um und erröthete hoch, als sie den Gebieter erblickte. „Setze dich zu mir,“ sagte er sanft. Sie that es schüchtern. „Du singst so schön,“ fuhr Guido fort, „wo lebt denn der Grausame, dem diese Klage galt?“ — Sie sah ihn an mit einem schmerzlichen Blicke, in dem der stille Vorwurf lag: Du kennst ihn wohl, den es immer freut, mich zu quälen! — Ihn rührte dieser Blick, zärtlich schlang er seinen Arm um sie, sie litt es zitternd. „Nein, Fides!“ sprach er, „ich bin kein rauher Mensch, ich bin dankbar, bin Dir herzlich gut. O daß ich mich Dir hingeben dürfte mit ganzer Seele!“ — „Und warum darfst Du nicht?“ fragte sie mit leuchtenden, nassen Augen, „o nenne mir das düstere Räthsel, das Dich von meiner Seite treibt, das Dich die Lilie zertreten heißt, die Dich erfreuen möchte mit Schönheit und Düften? Doch Du bist mir ja gut, o sag' es mir noch einmal, daß Du mir gut bist!“ Und inbrünstiger hing ihr Auge an dem seinen, doch wild blitzte aus diesem schon wieder die alte Glut, er erinnerte sich der Erscheinung des jüngsten Traumes, er stieß Fides entsetzt von sich, als schaue er in ihr wieder den Versucher und sprang auf, und hastig schritt er auf und ab.

Er sah, wie Fides verstohlen eine Thräne zer=

drückte, um ihn nicht zu betrüben. Er blieb vor ihr stehen: „Ich thue Dir vielleicht Unrecht,“ sprach er, „aber Gott weiß es, ich kann nichts dafür, thue ich's. Ich bin gemartert von gräßlichen Zweifeln. „O Licht, Licht!“ rief er heftig, und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Du hast kaum eine Stunde geruht,“ sagte Fides, das ihm und ihr so qualvolle Gespräch zu endigen, „willst Du nicht wieder schlafen geh'n?“

„Willst Du mich noch einmal versuchen?“ fragte er. Fides sagte, sie verstehe ihn nicht. Er erzählte ihr nun die Erscheinung im Zelte, und fügte bei, er halte Alles für einen Traum. Sie erröthete hoch bei seiner Erzählung, und als er geendet, sprach wehmüthig: „Und ein Traum war es auch, Du Armer! Ach diese Träume in Deinem Schlafen und Wachen, sie treten wie Höllengespenster zwischen Dich und mich. Gott sei mit Dir, er gebe Dir jetzt einen ruhigen Schlaf!“

## 5.

Das Schiff lag in Windstille vor der Insel Lesina. Vor einem Fischerhause am Strande saßen Guido und der fahrende Schüler. Der Abenteurer wußte dem Grafen viel Ergötzliches von seinen Streifzügen zu erzählen und der Becher ging oft

ab und zu. Mit heimlichen Winken warnte Fides den Schützling, aber er wandte sich unwillig von ihr und trank gierig den süßen feurigen Wein und lauschte aufmerksam und sich selbst vergessend den Fabeln des Fremden. Erst spät in der Nacht trennten sie sich.

Betäubt war Guido eingeschlafen. Ein lauter Schrei erweckte ihn. Im Schimmer des Mondlichts erblickte er auf dem Boden Fides mit einem Manne ringend. Mit raschem Sprunge war er an ihrer Seite und erkannte nun in dem seiner Kraft bald Erliegenden den fahrenden Schüler. „Schurke, wolltest Du mich ermorden?“ donnerte er ihn an. „Gnade! Barmherzigkeit!“ flehte der Ueberwundene, „ich bin ein armer Teufel, habe keinen Heller mehr, und wollte nur heimlich so viel von Euch entlehnen, als ich nothwendig brauchte!“ — „Was sagst Du, Fides?“ fragte Guido diese. — „Es ist wahr,“ sagte sie, „er wollte Dich nur bestehlen, auch scheint es, sein Gewissen peinigte ihn während der That, sonst hätte er sich schwerlich von mir so leicht zu Boden werfen lassen.“ — „Mich drängte die Armuth,“ stöhnte der Dieb, „und der Rausch, den Ihr selbst mir mit dem verführerischen Weine eingegossen, trieb mich Sinnlosen zur Frevelthat.“ — „Was soll ich thun?“ fragt Guido, „über-

liefere ich Dich den Gerichten, dann macht der Strang Dich bald frei von Armuth und Sünde." — „O seid ein Mensch," bat der fahrende Schüler, „schont eines Menschenlebens! Ich habe Eltern, habe Geschwisterte, häuft nicht Schande auf mein schuldloses Haus!" — „Schenke ihm einige Goldstücke," rieth Fides, „und laß ihn laufen. Mag er sich bessern!" — Guido that nach ihrem Rathe und der fahrende Schüler küßte dankbar seine Hände, warf einen gerührten Blick auf Fides und entfernte sich mit einem Schwure der Besserung.

Guido überzählte die Baarschaft seiner Reisekasse. Es war nichts davon entwendet. „Welchem Ungemach hast Du mich entrissen," sprach er dankbar zu Fides, „was hätte ich angefangen, wäre mir dieß Alles gestohlen worden? Ich hätte mich durchbetteln müssen im fremden Lande. O Fides! Du bist mein Schutzgeist, mein rettender Engel immer und immer! O verzeih' mir, daß ich Dich so oft gekränkt, nimmer soll es wieder geschehen, nur Liebe und Zärtlichkeit sollst Du fortan in Guido finden!"

„Daß es doch so bleiben möchte!" seufzte Fides.

„Wie kam es," fragte Guido nach einer Weile, „daß Du gerade im rechten Augenblicke den Dieb überraschtest?"

„Ich wachte für Dich," erwiederte sie, „ich sah, wie der Fremde Dich erst mit Mährchen aufregte und mit Wein Deine Sinne umflorte, und Dir dann alle Nachrichten entlockte, die er zu haben wünschte. Sei doch künftig vorsichtiger," bat sie zärtlich, „und mißtraue jedem, der sich so zudringlich an Dich schmiegt, denn der Verrath liebt den Schein übertriebener Offenheit. Laß Dich auch nie mehr bethören vom Uebergenusse des Weines, alles Uebermaaß schadet, kann doch selbst zu starker Blumenduft tödten. Nicht wahr, Du verwirfst meinen Rath nicht, theurer Guido, Du versprichst mir zu folgen?"

„Ich verspreche Dir's," entgegnete er lächelnd, „doch wie kommst Du zu dieser Moral, kindisches Mädchen?"

„Ich bin um einige hundert Jahre älter als Du," entgegnete sie, „und könnte Dir wohl manchmal mit Erfahrung aushelfen."

## 6.

Wochen waren verflossen, die Salamanderin war dem Grafen von Stadt zu Stadt gefolgt. Aus tausend Verlegenheiten hatte sie den Unbesonnenen gerettet, bald warnend, bald im Augenblicke der Gefahr erscheinend, wie in der Nacht auf

Lesina. Immer schöner entfaltete sich vor dem Jünglinge die bezaubernde Anmuth ihres Wesens, die ruhige Klarheit ihres Geistes, die kindliche Unschuld ihres Herzens und ihre hingebende, aufopfernde Liebe. Oft fühlte er sich zu ihr hingezogen mit unbesiegbarer Sehnsucht, und sie erschien ihm als ein höheres, heiliges Wesen, als ein sanfter Schutzengel, dann aber bewältigte ihn wieder der finstere Wahn jener Zeit, den selbst die Gelehrten und die öffentlichen Gerichte theilten, er verfiel seinen unseligen Träumen und trug sie hinüber in's Wachen, die Salamanderin ward zum bösen Geiste, er sah in der reizenden Gestalt die Larve des Satans, in der Miene, dem Blicke der Unschuld die vollendete Heuchelei, in den Flötentönen der Liebe den Sirensang der arglistigen Sünde.

Sie waren in Erfurt angekommen. Guido war ausgegangen und Fides war in der Herberge mit Ordnung ihrer Zimmer beschäftigt. Vor einem großen Gebäude blieb Guido stehen. Die wohlbekannten Gestalten mit den runden Federhüten, fliegenden Mänteln, den mächtigen Haudegen und riesigen Reiterstiefeln, die schaarenweise in das offene Thor des Gebäudes stürmten, sagten ihm, daß hier die hohe Schule sei. Ohne zu wählen folgte er einem eben ankommenden Studentenschwarme in

einen Hörsaal. Der Zufall kam seiner Neigung entgegen, der Vortrag des noch jungen Doktors umfaßte die Räthselseite der Natur in phantastischer, kecker Behandlung. Aber mehr als das, was er sprach, fesselte Guido's Aufmerksamkeit die Person des Sprechenden. Dieses Gesicht, diese Gestalt, diese Stimme waren ihm nicht unbekannt. War das nicht Pietro? Doch Pietro war ja ein Greis!

Als Guido mit den Studenten das Auditorium verließ, fragte er Einen derselben nach dem Namen des Doktors.

„Wie, kennt Ihr unsere Doktoren so wenig?" fragte zornig der Andere dagegen.

„Ich bin fremd in Erfurt, sehe es heute zum ersten Male," versetzte Guido.

„Das ist ein Anderes!" rief der Student, „Wer der Mann eigentlich ist, weiß Niemand, er nennt sich Hänsel von Sundhausen, das Volk aber heißt ihn den Zauberjungen. Einige sagen, er sei ein wegen Verbrechen geflüchteter italienischer Edelmann."

„Wie kommt es, daß er den Lehrstuhl besteigen durfte?" fragte Guido.

„Das geschah auf des Herzogs Johann von Sachsen Wunsch," berichtete der Andere, „der Herzog hat ihn mit in die Stadt gebracht. Von beiden gehen seltsame Gerüchte. Man sagt, der tolle

Wilhelm von Grumbach habe den Zauberjungen zum Fürsten gebracht, um ihn zu verderben. Sie haben dem verblendeten Prinzen in den Kopf gesetzt, er könne Churfürst und Kaiser werden. Hänsel von Sundhausen hat den Herzog mit einem Trunke rothen Weins bezaubert, und ihm die Kristalle gezeigt, darin er das kaiserliche Scepter sah. Hier in Erfurt hat der Herenmeister seinem fürstlichen Herrn eine gemeine fahrende Frau vorgeführt und dieser hielt sie in der Bethörung des Zaubertrunkes für die schöne Königin Elisabeth, die in ihn verliebt wäre. Doch das bleibt unter uns."

„Mir ist's, als hätte ich den Schwarzkünstler schon irgendwo gesehen," sagte Guido, „doch sah er damals älter aus."

„Der macht sich bald alt, bald jung, wie es ihm beliebt," entgegnete der Andere und enteilte.

Ueber Guido's Geist kam eine entsetzliche Finsterniß. Alle Momente, in denen er einst an Fides gezweifelt, tauchten in seiner Seele auf und drängten sich zusammen zu einem einzigen furchtbaren Zweifel. Ihm fielen seine Träume wieder ein, er gedachte der unbegreifllichen Erscheinung der Salamanderin, er erinnerte sich des Abends auf dem Schiffe, da sie ihm Wein gebracht, ohne selbst davon zu trinken, und er hielt sich für bezaubert gleich

dem unglücklichen Herzoge Johann, gleich ihm verrathen von jenem Pietro, er erinnerte sich schaudernd jenes Morgens zu Padua, da sie seinen nur in Gedanken geänderten Entschluß gewußt, er ahnte nicht daß er damals im Schlafe laut gesprochen haben könne. Anderseits kämpfte mit diesem finstern Wahne in seinem Herzen die Liebe zu der herrlichen Fides, seiner Lebensretterin. Ruhelos durchirrte er die Stadt. Den Mittag brachte er in einer Herberge zu. Fremde Geistliche aßen dort, auch sie sprachen von dem Zauberjungen und ihr Gespräch dehnte sich bald aus über die Arglist des Versuchers überhaupt. Betäubt verließ er die Herberge. In furchtbarer Unruhe trieb er sich in der Stadt herum, in Straßen, Kirchen und Herbergen bis zu einbrechender Nacht. Da erwachte endlich ein Entschluß in seinem verstörten Gemüthe. Er wanderte hinaus zu dem Thore, das nach seiner Heimat wies. War diese doch nur mehr wenige Tagreisen entfernt und er trug Gold genug bei sich, um den kurzen Weg zurücklegen zu können. Er fühlte, daß er Fides ohne Abschied verlassen mußte.

Doch wie er jetzt so hinauswanderte in der düsteren Abendneige durch die menschenleere Vorstadt, da rief eine sanfte Stimme freudig seinen Namen und Fides hing entzückt an seinem Arme. Ein zärtlicher

Vorwurf über sein langes Ausbleiben in der fremden Stadt schwebte auf ihren Lippen, doch Guido stieß ihren Arm von dem seinen und fragte barsch: „Kennst Du Pietro, kennst Du den Zauberjungen des Herzogs von Sachsen?" — „Ja, leider kenne ich ihn!" versetzte sie schaudernd. Mit schrecklichem Lachen schleuderte sie Guido von sich und schrie: „Fahre zur Hölle, Sünderin, im Namen Jesu! weiche, Du Weib des Teufels!"

## 7.

Rüstig wanderte Guido durch einen Buchenwald, an dessen unferner Lichtung ein junger Baumschlag von der Abendsonne beschienen in dem hellen Goldglanze leuchtete, der uns aus den Bildern der neueren Glasmalerei so prächtig entgegenfunkelt.

Der Wanderer verdoppelte seine Schritte, und bald stand er am Auslaufe des Haines.

Da streckte sich vor ihm der Berg hinab mit glänzenden Matten in ein liebliches Thal, dort blickten aus einem Kranze von Obstbäumen die rothen Firste eines großen Dorfes, und auf einem Hügel hinter dem Dorfe ragte ein stattliches Schloß mit hohen Thürmen, mit schimmernden Dächern und blitzenden Fenstern.

Guido blieb stehen. Sein Auge sog mit Wonne

den Anblick der Heimat, und schaute dann mit dem strahlenden Ausdrucke inniger Andacht nach oben.

Süße Heimath! Du liebgewohnte Stätte unseres ersten Seins, wie grüßen wir Dich wieder so freudig, wie bist Du uns wieder so theuer, wenn wir die Welt durchzogen, ihre Paradiese geschaut und in dem Wonneanblick ihrer Oceane die trunkene Seele gebadet! Draußen gibt es wohl Herrlicheres, stehen wir schwindelnd vor den Wundern der Natur, erkennen wir vor den Werken der Kunst mit stolzer Genugthuung die Größe des Menschengeistes, aber schöner bist Du, süße Heimat! Dich umweht der Friede, die selige Unschuld der ersten Jugend, Du sprichst mit den heiligen Tönen der Mutterliebe an das Dir sich öffnende, in Erinnerungen träumende, wieder einmal kindlich gläubig, vergessend gewordene Herz!

Unten läuteten die Glocken zum Abengebet. Ergreifend drangen die Klänge in des Jünglings Gemüth. Wie innig hatte er oft als Kind zu dieser Stunde gebetet für seine Liebsten auf der Welt, für die Eltern und den alten, guten Lehrer. Seit langen Jahren hatte er so nicht mehr gebetet — und konnte er es wieder? Eine bittere Wehmuth erfaßte seine Seele. Gedachte er jetzt der glücklichen

Vergangenheit, so kam es ihm vor, er sei damals gewesen wie ein Engel, und jetzt! —

Damals jener kindliche fromme Glaube, jenes Herz voll Liebe, offen für die Welt — jetzt, welche Zweifel, welche immer mehr zum Bewußtsein kommende Schuld! —

Ihn beunruhigte der Gedanke an Fides, und in diese Unruhe mischte sich die Besorgniß um das Wohl der Seinigen. Hoffend und bekümmert stieg er den Abhang hinunter, dem Dorfe zu.

Dort war Alles noch wie sonst, Alles noch so freundlich, noch umweht von dem alten stillen Frieden, nur er selbst hatte sich verändert, nur er paßte nicht mehr in diese Idille der Natur.

Grüßend gingen die Dorfleute vorüber, sie kannten ihren einstigen Liebling nicht mehr. Rasch eilte er den Schloßhügel hinan. Schon hatte ihn das scharfe Auge der Liebe erkannt, kamen ihm freudig der ritterliche Vater, die immer noch schöne Mutter, die herrlich aufgeblühte Schwester entgegen. Umarmungen voll Entzücken, Ausrufe der Wonne — Wiedersehen von Eltern und Kind, von Bruder und Schwester, wer schildert dich? Wer faßt in Worte die Seligkeit deiner Küsse, die Freudentiefe der Blicke, mit denen die Wiedergefundenen sich beschauen, Seele in Seele strahlend?

## 8.

Am Arme der Mutter durchwallte Guido den Schloßgarten. Auf Scenen aus seinen Kinderjahren brachte er das Gespräch. Scherzend erwähnte er auch der Erscheinung auf der Burg im Harzgebirge. Ernst sprach die Mutter: „Jener Höllengeist, der uns so zu erschrecken wußte, spuckt nicht mehr. Vor drei Jahren sahen sich Reisende genöthigt, gleich uns in der Burg zu übernachten, auch sie erschreckte das Gespenst, und nach seinem Verschwinden bemerkten sie auch das Verschwinden vieler Kostbarkeiten. Wäre damals der Vater nicht so wachsam gewesen, uns wäre wohl Gleiches geschehen. Der diebische Satan ward im eigenen Netze gefangen und am Hochgerichte bleicht jetzt sein Gebein."

Guido erblaßte. Der düstere Nebel fiel mit einem Male von seiner Seele. Jene Erscheinung, aus seiner Kindheit in seine Jugend hinübergewurzelt, war die Grundlage seiner ganzen geistigen Verkehrtheit gewesen, in der ihn die Irrthümer, die Wahnsysteme seiner Zeit bestärkt hatten. Er meinte vergehen zu müssen in Scham und Reue. Aus dem Truge, der jetzt wie Rauch vor ihm zerdampfte, schwebte voll Unschuld und Klarheit das Bild der verkannten, verstossenen Fides.

Nun litt es ihn nicht mehr an der Mutter Seite, nicht mehr im Schlosse. Wild, in rasender Jagd durchtobte er die Wälder, aber auch dort kein Vergessen, überall die Erinnerung an die heilige, hingebende, fühllos gefolterte, vielleicht gemordete Liebe!

Die Eltern bemerkten mit Kummer die auffallende Veränderung des geliebten Sohnes. Sie sollten die Ursache erfahren. Einmal, als Guido allein mit dem Vater war, bekannte er ihm weinend Alles, er schilderte ihm Fides Schönheit, Tugend und Zärtlichkeit, und gestand die eigene Sinnesbethörung und Grausamkeit. Eine Thräne trat in's Auge des Vaters, als er sprach: „Ich fürchte, sie ist für Dich verloren, doch verliere nicht allen Muth, suche sie auf allenthalben, sende Boten aus nach ihr. Aber Eines vor Allem: ist sie adeligen Geblütes? Fandst Du nie dessen ein Kennzeichen bei ihr, einen Ring, einen Juwel mit eingeschnittenem Wappen?"

„Nie," entgegnete der Sohn, „doch, was gilt das vor Dir?"

„Viel," versetzte ohne Strenge, doch mit Bestimmtheit der Greis, „nie kann sie meine Tochter werden, ist sie nicht geadelt durch die Geburt, wie durch die Natur."

„Vater," rief Guido erschrocken, „Vater! auch

Du huldigst dem Wahne, der über leerem Wortschall den Menschen vergißt? Liebst Du auch in mir nur den Erben Deines stolzen Namens, nicht den Sohn Deines Herzens? Wäre ich Dir weniger, hätte die Mutter mich Dir geboren auf einer einsamen Insel des Weltmeeres, wo das Wort Gnädig und Hoch klänge wie Gotteslästerung, und das Wort Reichsunmittelbar wie Klingeln einer Schellenkappe? Der Stolz des Blutes, ist er nicht kleinlich und entsetzlich zugleich? Steht vor dem Namen Sokrates, steht vor den edelsten Namen der Geschichte ein prunkender Titel? Floß nicht in den Adern der ersten Eidgenossen das ritterlichste Blut?"

Ernst und milde erwiederte der Vater: „Guido, du Seele meiner Seele, verkenne mich nicht. Blicke um Dich. Von diesen Wänden schauen die Bilder Deiner Ahnen, ihre Geister umschweben Dich segnend und mahnend. Sie alle waren edle und große Menschen, sie alle hielten auf des Blutes Reinheit und das mit Recht. Seit der erste Ahn dieß Schloß gegründet, waltete in ihm fromme, keusche Zucht und Sitte. Von hier aus gingen die Kämpfe für das Heilige und Schöne, hier ward der Minnesang gepflegt und andere holde Künste, hier fand die Unschuld Gerechtigkeit, die leidende Tugend Schutz und die Armuth Hilfe. Das Haus

ist geheiliget durch seine Geschichte, in der kein einziges schwarzes Blatt. Die edle Kraft, die biedre Sitte pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, und das ist der alte Ahnengeist, der bei jeder neuen Taufe durch die ruhmesreichen Hallen schreitet. Kannst Du das sagen vom Hause des Bürgers, hält dort ein Buch der Erinnerung dem Enkel die Thaten herrlicher Ahnen vor Augen, ihn mahnend, ihrer werth zu sein?

Guido stürzte zu des Vaters Füssen und flehte: „Vater, theurer, bester Vater! bedenke, daß die Gesetze und Gebräuche der Gesellschaft wie leere Schattenbilder verschwinden, wenn das Herz zurückkehrt zur göttlichen Natur und sich fühlt in seinem edelsten, eigensten Wesen! Willst du lieber, daß ich Dich mit deinen fürstlichen Titeln nenne, statt mit dem urheiligen, süßen Vaternamen? Bedenke, daß die Thaten der Ahnen der Menschheit gehören, ihrer Mitwelt, ihrer ganzen Nachwelt zum Segen! Ist nicht des Hauses Stifter der Ruhmvollste der langen Reihe, und wo sind seine Ahnen? Schuf nicht den ersten Ritter die Liebe? Vater, wenn ein Engel Gottes vom Himmel stiege, Deinen Sohn durchs Leben zu führen, würdest Du Deinen Segen versagen? Und Fides ist ein Engel, vom Himmel gesandt mir und Dir zum Segen, in zarter Frauen-

hülle trägt sie eine Engelsseele. Verstoße sie nicht, nicht mich in ihr! Schaue sie erst, und Du wirst sie lieben!“ Gerührt zog der Graf den Glühenden empor ans treue Vaterherz. „So ziehe denn hin,“ sprach er, „und mache gut, was Du gefehlt. Stolz preis' ich glücklich Dich und mich, daß ich sagen darf: die Jungfrau, die mein Sohn erwählt ist werth, meine Tochter zu sein!“

## 9.

Guido war sogleich nach Erfurt abgereist. Der Wirth, bei dem er dort mit Fides eingekehrt war, hatte nur anzugeben gewußt, der Page sei noch drei Tage nach Guido's Abreise bei ihm geblieben, fast immer in seinem Zimmer verschlossen, und sei dann abgereist, ohne zu sagen, wohin. Wochenlang hatte der junge Graf Teutschland durchkreuzt und keine Spur von der Verschwundenen gefunden.

Wir treffen ihn jetzt in Augsburg bei Peter Ilsung, einem jungen Patrizier, den er in Padua kennen gelernt. Die beiden Freunde betrachten von einem Hause am Weinmarkte aus ein imposantes Schauspiel: die öffentliche Belehnung des Herzogs August von Sachsen mit der Kurwürde.

Eine unabsehbare Menschenmasse wogt dichtgedrängt unter ihnen; alle Fenster der herrlichen

Strasse sind belebt; Trompetenschall, Paukenwirbel schmettern durch die Luft, im stolzen, langen Zuge der Fürsten, Grafen und Herren mit ihrem Gefolge zieht der neue Kurfürst heran, in allem Glanze der Majestät erscheint Maximilian mit den Wählern Germaniens, prunkend wallen die Fahnen des Reiches fliegen die zahllosen Fähnlein des Adels. Dreimal umrennen die Reiter bannerschwingend die kaiserliche Tribune und sprengen zurück und wieder vor, vor dem Kaiser knieen die Fürsten, beugt Herzog August zweimal das Knie und empfängt dann ganz auf die Kniee gesunken die kaiserliche Belehnung und leistet den Lehenseid, und nachdem er aus des Kaisers Hand, Schwert und Fahne erhalten, fallen jubelnd Trompeten und Pauken ein, und in pomphaften Zügen, wie sie gekommen, entfernt sich die glänzende Versammlung durch die staunenden Reihen des Volkes.

Während Peter Ilsung keinen Blick von dem wandte, was unten vorging durchflog Guido's scharfes Auge die weiten Häuserreihen. Auf allen Balkonen, an allen Fenstern schöne Frauen, doch nicht die Eine, die er suchte! Also auch die Hoffnung vergebens, sie bei der Feier, die Tausende von Fremden lockte, zu finden! Trauernd trat er zurück, als die Menge der Zuschauer sich heiter

ins Innere der Häuser zurückzog und unten fröhlich lärmend sich zerstreute.

„Das war herrlich und ergreifend,“ redete Ilsung den Schwermüthigen an, „und fast befürchte ich jetzt, Du möchtest, zu sehr erfüllt von der Größe dieser prachtvollen Schau meine Einladung zu einem zwar schönen, aber nur kleinen Feste verschmähen.“

„Keinen Festprunk mehr,“ erwiederte Guido, „eine Unterhaltung mit Freunden, eine stille Aufheiterung wäre mir besser, als solch lauter Pomp.“

„Eine stille Freude, ja, die sollst Du mit mir und meinen Freunden theilen,“ versetzte Ilsung vergnügt, „es gilt ein Fest des Herzens, der innigen Verehrung und liebender Bewunderung.“

„Du machst mich neugierig —“

„Laß mich nur erzählen. Hast Du schon gehört von Constantia Peutinger?“

„Wie sollt' ich nicht! Wer in Teutschland hätte nicht von des großen Peutinger würdiger Tochter gehört, von ihr, die man den Musen, den Sibillen und der Sappho beigesellt, von ihr, deren zarte jungfräuliche Hände den Lorberkranz gewunden, mit welchem der ritterliche Maximilian den herrlichen Ulrich von Hutten gekrönt?“

„Constantia Peutinger, der Ruhm und die Zierde ihrer Zeit,“ fuhr Peter Ilsung mit patrio-

tischem Stolze fort, „schließt nicht die Reihe von Augsburgs preiswürdigen Frauen. Gesegnet ist unsere gute Stadt mit Reichthum an weiblicher Schönheit und Tugend, kaum daß ein holdes Bild verbleichen will, taucht ein anderes strahlend auf. So blüht jetzt Isabella Peutinger, schön und edel wie Constantia, und wie unsere Väter dieser ihre Weihelieder sangen, so erheben wir nun jene mit Lied und Wort. Laß sie Dir schildern, wie edel, wie anmuthreich sie ist. Isabella's Leben ist eine wunderliebliche Legende, ein persisches Mährchen, eine Elfensage. Da sie noch ein Kind war, starben ihr die Eltern und Constantia pflegte nun die Waise. An Constantia's herrlichem Geiste sonnte sich die kindliche Seele ihrer Nichte, von Constantia lernte die zart sich entfaltende jungfräuliche Seele die kühne Sonnenbahn des freien Geistes gehen und dabei die tiefinnige Frömmigkeit ihres Wesens bewahren, lernte die aufblühende, uraltem und berühmten Geschlechte entsprossene, bald von Schmeichlern umflatterte Edeldame nach dem verehrungswürdigen, ewigjungen Ruhme des edlen Weibes streben. So ward Isabella ganz Constantia. Damit hast Du den Umriß von dem holden Bilde. Denke Dir dazu einen eigenthümlichen Reiz: einen Hang zum Abentheuerlichen, der sich in Isabella schon

früh bemerkbar machte. So liebte sie es als Kind, wie ein unsichtbarer Engel heimlich armen Kindern Geschenke vor die Fenster zu legen, oder einem vorübergehenden Bettler eine Gabe zuzuwerfen und sich dann rasch zu verstecken. Dieser edel sonderbare Sinn ward mit ihr groß, und jetzt ist sie zurückgekehrt von einer Reise, auf der sie einen Plan vollführt, dem nur ein reiches, starkes, reines und erhabenes Gemüth, wie das ihre, Leben zu geben vermochte."

„Dieser Plan?"

„Isabella wußte ihre wunderschöne Stimme frühzeitig gut anzuwenden. Sie verstand es bald, ein Gefühl in den Gesang zu legen, das alle Herzen bezauberte. Fürsten schätzten sich glücklich, den Himmelsklängen ihrer Lieder lauschen zu dürfen. Aber die Herrliche wollte mehr, als bloße Huldigung. Mit einem Male war sie aus Augsburg verschwunden, Niemand wußte, wohin. Ihre Verwandten sagten lächelnd, sie sei nach Abentheuern gezogen. Die engelgleiche Jungfrau aber durchreiste Teutschland, Frankreich und Italien unter fremdem Namen, sang an den Höfen königlicher und fürstlicher Frauen, und pries in allen ihren Liedern die Tugend, die Wonne der Wohlthätigkeit, und emporgetragen von den Seraphsliedern häuften

die entzückenstrunkenen Hörer Schätze auf Schätze für der Sängerin Schützlinge, die Armen. So ließ sie Verehrung und Dank zurück in jedem Lande. Spät erst ward uns das schöne Geheimniß offenbar, erfuhren wir, daß die himmlische Sängerin, deren Ruhm aus allen Fernen zu uns drang, unsere Isabella sei. Hat je ein Weib freier und schöner gehandelt? Wir lieben und bewundern sie, und haben beschlossen, ihr unsere Verehrung auszudrücken. Wenn die Nacht herein gebrochen, ziehen wir in der Stille vor ihr Haus, schmücken Fenster und Thüre mit allen Blumen, die wir aufzutreiben vermochten, und singen ihr zu Ehren gedichtete Lieder."

Guido theilte die Bewunderung seines Freundes, und folgte ihm gerne auf das Geschlechterhaus, wo die Söhne der altberühmten Edelgeschlechter Welser, Rehlingen, Langenmantel, Fugger, Imhof, Pfister, Rembold, Ravensburger, Ulstätt und Honold bereits versammelt waren.

Als es dunkel geworden, machten sich die Jünglinge mit Zithern und Blumengewinden auf den Weg.

Wie sie in die Hallgasse einbogen, klang ihnen ein süßes Tönen entgegen. „Leise, leise!" rief Ilsung, „die Nachtigall singt!"

Still und vorsichtig, als gälte es einen von Geistern bewachten Schatz zu heben näherten sie sich Isabellens Hause.

Immer weicher, immer lockender und zaubermächtiger schwebte auf Cherubsschwingen der reine Sang der teutschen Maid verwebt mit dem lieblichen Klange der Nordlandsharfe zu den Lauschenden hernieder. Schweigend drückten sich die begeisterten Jünglinge die Hände, Guido aber lehnte bebend in Engelswollust und Dämonenverzweiflung die brennende Stirne an eine der Marmorsäulen des Portals.

Die jungen Patrizier bekränzten die Säulen des Portals, die kunstreichen Gitter der Fenster, ihr preisender Minnesang wogte harmonisch empor und erstarb in zartem Sehnsuchtshauche, dankend neigte sich Isabella hernieder und freudig zogen die Sänger heim, aus Guido's gepreßter Brust aber rang sich ein schmerzliches „Verloren!“

## 10.

In Isabella hatte Guido Fides wiedergefunden. An ihrem Liede hatte er sie erkannt. Bedauernswerthe Lage des Unglücklichen! Kein Trost, keine Hoffnung, nur brennender Reueschmerz, nur vernichtende Scham! Wie erkannte er jetzt mit bitterem

Zorne gegen sich selbst seine Bethörung erst recht, erkannte er im zermalmenden Bewußtsein seiner Schuld die kühne Liebe, mit der Fides ihn aus den Händen eines Betrügers gerettet! Wie schämte er sich, ihre unschuldige natürliche Zauberei für ein Werk des Bösen gehalten zu haben, wie fluchte er seinem zu spät geheilten Wahnsinne, der die magische Gewalt ihrer Anmuth und Güte in finsterem Aberglauben verkannt! Und dann die Schmach, daß er sie verlassen allein an einem Orte, wo eines arglistigen Feindes Rache ihr Gefahr drohte! Klar stand es jetzt vor seiner Seele: Sie konnte ihm nicht vergeben; und doch konnte er Augsburg nicht verlassen —

Nicht genug noch des Leides für den Verzagenden! Einige Tage nach jenem Ständchen verbreitete sich in Augsburg die Trauerkunde von Isabellens Erkrankung. Ihre an einer gefährlichen Krankheit darniederliegende Zofe hatte sie, die muthige und liebevolle Pflegerin, angesteckt. Immer betrübender lauteten die Nachrichten, und endlich hieß es, Isabella werde heimgehen zu den Engeln.

Nun hielt ihn nichts mehr zurück. Er mußte die Geliebte sehen, sie neubeleben mit dem Odem

der Liebe, oder von den Lippen der Sterbenden die Weihe des Todes küssen.

So eilte er denn hin zu ihr mit einem Herzen voll Liebe und Andacht, voll Vorwurf und Qual. Mit brennenden Thränen füllten sich seine Augen, als er das Haus der Geliebten erblickte. Jetzt nur noch wenige Schritte und — jetzt öffnet sich die Pforte und heraus tritt ein Leichenzug, auf der Bahre glänzt der jungfräuliche Kranz!

Sinnlos stürzte der Unglückliche zu Boden. An ihm vorüber wallte der ernste Zug, der eines Himmelskindes verlassene Hülle zu Grabe geleitete; er sah nicht mehr, hörte nicht mehr, vor dem entseelten Bräutigam vorüber trugen sie die todte Braut.

## 11.

Drei Wochen lang war der Graf ohne Besinnung darnieder gelegen. An seinem Bette stand die Gestalt seiner Mutter und sah ihn selig lächelnd an und schwebte leise in das Nebengemach. Er wähnte noch zu träumen. Aber hell beschien die Sonne alle Gegenstände um ihn her, eine Mücke summte am Fenster und zwitschernd flog ein kleiner Vogel vorüber und ein angenehmes Gefühl ergoß sich durch seinen Körper. Zu allen seinen Sinnen

sprach das Leben. Er überzeugte sich, daß er wache. Ein ältlicher Mann trat schweigend ein und befühlte seinen Puls. An der edlen Denkerstirne, dem scharfen, geistreichen Auge, dem ernsten, biederen Ausdrucke der Züge und der seltenen Schönheit und Länge des Bartes erkannte der Kranke den Arzt Achilles Pirminius Gasser, auf den ihn Peter Ilsung vor Wochen im Vorbeigehen aufmerksam gemacht. Guido wußte, daß Gasser der erste Heilkünstler seiner Zeit und einer der herrlichsten liebvollsten Menschen aller Zeiten war, und schon das bloße Erscheinen dieses Mannes erfüllte ihn mit Vertrauen. Schweigend drückte der brave Arzt den Finger an den Mund, neigte sich mit freudig aufgehelltem Antlitz über den Kranken und setzte sich dann neben sein Bett. Guido versank wieder in sanften Schlummer. Es kam ihm vor, als sehe er seine Mutter wieder, als neige sich über ihn die liebliche Gestalt seiner Fiedes. Als er wieder die Augen aufschlug, begegneten sie dem frohen Blicke Gassers, der freudig ausrief: „Gott sei Dank, Sie sind gerettet!"

„Mir war," sprach Guido, „als sehe ich meine Mutter."

„Beruhigen Sie sich," erwiederte der Arzt, „sie wird wieder kommen."

„Wie," rief der wonnig Uberraschte, „sie wäre wirklich hier?"

„Sie ist nicht weit," entgegnete Jener, „Ihre Fieberträume erzählten mir die Ursache ihrer Erkrankung, und als ich Hoffnung zu Ihrer Herstellung gewann, schrieb ich ihr, der Mutterliebe, dem Frauenherzen die Herbeiführung Ihrer vollständigen Genesung überantwortend."

„O Mutter!" rief laut der liebende Sohn, „Du bist mir nahe, o komme, komme!"

Und die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich, eine hohe Frau trat heraus, und die Mutter lag vor Seligkeit weinend in den Armen des wiedergegeben Sohnes.

„O gute, gute Mutter! wie glücklich machst Du mich!" sprach der Gerührte, aber in seine Freudenthränen rannen bittere Tropfen der Wehmuth um seine verlorene Fides.

„Ich habe Dich wieder, mein geliebtes Kind," sprach die Weinende. „Du blühst wieder auf zu einem schönen Leben. Ach, daß Du schon stark genug wärest, eine große, die größte Freude zu ertragen! daß ich bald eine liebende Braut in Deine Arme führen dürfte!"

„Meine Liebe weint an einem Grabe," entgegnete er traurig, „meine Braut ist im Himmel!"

„Wäre es denn nicht möglich, daß sie noch lebte?“ fragte die Mutter.

„Nein,“ entgegnete er, „das Grab gibt seine Beute nicht zurück.“

„Es war nicht Isabellens Leiche, die sie Dir damals entgegentrugen,“ versetzte sie, „es war die ihrer Zofe.“

„Und Fides lebt?“ stammelte Guido und richtete sich auf im Bette und breitete die Arme nach der Thüre. Ein wonnevoller Schauer drang ihm durch Leib und Seele, und zitternd sank er zurück.

Besorgt sah die Mutter den Arzt an. Guido bemerkte diesen Blick und nach Fassung ringend rief er: „O, wenn sie lebt, gebt sie mir wieder! Fürchtet nicht, daß die Freude mich tödte! Ohne sie müßte ich sterben, nur sie kann mir das wahre Leben wieder geben! Wo ist sie? O bringt mich zu ihr! Mutter, sei nicht grausam, gib mir meine Fides!“

„Fassen Sie sich,“ sprach der Arzt, „Sie sollen sie sehen!“ — Auf seinen Wink entfernte sich die Mutter. Guido bebte wie ein verklärter Geist vor der aufgehenden Pforte des Himmels.

Jetzt trat die Mutter wieder ein, an ihrer Hand eine edle Dame, die Schönste, Treueste der Welt. Wie ein sanfter, kindlicher Engel der Vergebung

und der Liebe trat Isabella zu dem Geliebten, dem Schwererrungenen, und zwei selige Herzen schlugen aneinander, und ihr überwallendes Gefühl, und die stummen, in langem Kusse aneinander brennenden Lippen, die weinend Seel' in Seele glühenden Augen der Entzückten, der sprachlose Segen der glücklichen Mutter und die Rührung des mitfühlenden Arztes priesen den guten Gott, der Alle umfängt mit treuen Vaterarmen, und nur das irdische Leid sendet, um das Kind, das, die köstliche Gabe des freien Willens mißbrauchend, abgefallen, wieder zu läutern zur ewigen Wonne.

Mit Entzücken segnete der beglückte Vater Guido's Liebe, und auch Gottes Segen ward sichtbar an dem schönen Bündniß. Fast dreihundert Jahre sind verflogen, und noch im alten Glanze blüht das Grafenhaus, schön und gut sind seine Töchter, wie Fides, kräftig und mannhaft, wie Guido, seine Söhne. Vor den Bildern der beiden Liebenden vernahm der Erzähler diese Geschichte von einem ihrer Nachkommen.

# III.

# Professor Natas.

## 1.

Im Anfange dieses Decenniums hielt ich mich zu meinem Vergnügen eine Zeit lang in Wien auf. Müssig durch eine der Vorstädte wandernd bemerkte ich an einer Strasseneke einen riesigen Anschlagzettel des Inhaltes:

„Heute Donnerstag den 18. Juli wird der berühmte Professor Natas aus Alexandria mit hoher Bewilligung eine große Vorstellung aus dem Bereiche der natürlichen Magie geben. Der Schauplatz ist in der goldenen Rose, der Anfang um 7½ Uhr.“

Ich hatte schon an der Table d'hote von der Geschicklichkeit dieses fremden Künstlers sprechen gehört, ich hatte eben nichts zu thun, und die Zeit wurde mir Einsamen lange in der großen Stadt. So fand der Lockruf: „Fahrens mit ihr Gnaden!“ eines lauernden Fiakers ein bereitwilliges Ohr; ich fuhr in die goldene Rose.

Der Saal war schon überfüllt; mit Mühe fand ich noch einen Platz neben der Thüre.

Auf der Bühne stand ein mächtiger schwarzer Block, davor kniete, Todesangst in dem blassen Antlitz, ein bebender Jüngling im Armensündergewande, neben ihm stand im Scharfrichtermantel der Künstler. Welche unheimliche Erscheinung lag im ganzen Wesen des Letzteren! Ich hatte dieses höhnischlächelnde Antlitz mit den starrmachenden Zügen schon einmal gesehen — ich sann nach, wo? da fiel mir ein: so hatte ein trefflicher Mime den Mephistopheles gegeben! —

Der Magier ergreift den Schopf des Knieenden, er beugt ihm den Kopf über den Block, er erhebt das breite Schwert — lautlose Stille — das Schwert fällt, vom Halse fliegt das Haupt, hoch auf vom Nacken springt das Blut im sprudelnden Bogen — ein gellender einzelner Schrei durchdringt den Saal, Aller Augen sind auf Einen Punkt geheftet: ein junges Mädchen ist in Ohnmacht gefallen.

Das beginnende verworrene Rufen wird überschallt von des Zauberers Stimme, der ersucht man möge die Kranke zu ihm bringen. Während dessen verbindet er das abgeschlagene Haupt wieder mit dem Rumpfe, das Blut verwandelt sich unter seiner Berührung in Rosenblätter, der Jüngling erhebt sich, und geht langsam ab, von Schaudern

geschüttelt, einen blutrothen Streifen um den weißen Hals.

Die Ohnmächtige wurde zu dem Magier gebracht. Die sie getragen, kehrten bald wieder zurück, und verkündeten, ihr sei wieder vollkommen wohl, ein Spiritus des Künstler habe sie augenblicklich zum Bewußtsein gebracht.

Jetzt erfüllte Beifallsgeklatsche und Bravorufen den Saal, ich aber ging fort, zürnend über die Rohheit der Menge, die an einem solchen Mordspiele Gefallen finden konnte.

Doch nein, nicht Rohheit — die Menge liebt nur Erregung. So weint mancher, der in der einen Stunde zu einer Hinrichtung rennt, in der andern über „die drei letzten Tage eines Verurtheilten.“

## 2.

In einem armseligen Stübchen saßen drei Menschen, die bald des Unglücks vollen Kelch leeren sollten: Röschen, eine junge Näherin, ihr Bräutigam Robert und ihre Großmutter.

„Kinder,“ begann kopfschüttelnd die Alte, „mir gefällt es nun und nimmermehr, wenn man um

Goldes willen solchen Frevel begeht; es heißt seine Seele dem Teufel verschreiben."

„Wie schwätzt Ihr doch wieder," rief unmuthig Röschen, „Robert wäre ein Narr gewesen, hätte er nicht um so vieles Geld zu einem kleinen Kunststücke helfen wollen."

„Kunststück?" fuhr die Großmutter auf, „ja, ein Blendwerk der Hölle war's. Robert, Robert! du hast ein böses Spiel gespielt!"

„Mutter," sprach der junge Mann unwillig, „wenn werdet Ihr einmal aufhören mit dem Gerede? Ihr vertreibt mich damit, und bringt es noch so weit, daß ich nie wieder komme. Lebt wohl, ich muß jetzt zu dem Professor mit den bestellten Kleidern."

Er nahm ein Bündel vom Tische und entfernte sich rasch.

„Du bist's," fuhr die Großmutter in ihrem Eifer zu zanken fort, „du bist's, Rose! die ihn verleitet hat, seinen Kopf dem Hexenmeister zu liefern, und, verzeihe mir's Gott! vielleicht auch seine Seele. Ist doch Robert seit jener unseligen Stunde zurückhaltend und melancholisch, singt und spricht nicht mehr, und kein Bissen will ihm schmecken, und fast scheint mir's, als ob er dich oft betrachte, wie mit Abscheu."

„Schweigt,“ schrie erzürnt das Mädchen, „wie könnt Ihr so unsinnig schwätzen? Brauchte nicht Robert gerade noch die sechs Louisdor, daß er sich ankaufen konnte? Danken solltet Ihr dem Professor, der sie ihm hinwarf für ein wenig Kinderspiel. Wie lange hätten wir noch warten müssen, bis wir sie bekommen hätten? Uebrigens,“ setzte sie stolz hinzu, „ist mir's gleichgiltig, ob Robert mich liebt oder haßt; mag er gehen, es gibt der Männer genug, und bessere, als er.“

Die Großmutter erblaßte. „Rose,“ rief sie entsetzt, „welcher böse Geist ist in dich gefahren? Hat dir's der Zauberer mit einem Hexentrank angethan in deiner Ohnmacht“ —

„Ihr seid unausstehlich,“ unterbrach sie das hochmüthige Mädchen, und verließ die Stube, die Thüre heftig hinter sich zuschlagend.

Die Großmutter faltete die Hände und rief leise vor sich hin: „O böse, böse Zeit!“ und bittre Thränen rollten die eingefallenen Wangen herab.

## 3.

Der junge Schneider trat in das Zimmer des Professors. Staunen und Grauen ergriff ihn beim Eintritte. Seltsame Geräthschaften erfüllten

das Gemach, Kugeln von verschiedener Farbe und Größe, von keiner Hand bewegt, rollten klingend auf dem Boden hin und her, ein auf dem Tisch stehender Springbrunnen ergoß einen Feuerborn, der bis zur Decke sprudelnd an ihr in Regenbogenfarben zerstäubte, kleine blaue Flämmchen hüpften um den Professor, der dem Erschrockenen lächelnd entgegen trat.

„Ei, so fleißig?“ redete er ihn an, „du bringst mir schon die Kleider? Recht so! hilf mir einmal den Rock da ausziehen, damit ich den neuen probire.“

Damit reichte er Robert den Arm hin, Robert zog am Aermel, er zog immer stärker, als plötzlich mit einem Ruck Aermel und Arm zugleich abrissen. Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte Robert zurück, aus der Ofenecke aber schallte ein wieherndes Gelächter. Es kam von einem dämonischen Wesen, das eher einem Affen, als einem Menschen gleichend, vom Ofen herab auf den zurückbebenden Jüngling loshüpfte. „Zurück, Mania!“ schrie der Professor und schlug die Zwergin, daß sie sich winselnd wieder verkroch.

Der Professor fügte Arm und Aerml wieder an mit kunstreicher Hand, und fragte lächelnd den Erbleichten um den Betrag des Arbeitslohnes,

stammelnd nannte ihn Robert. Der Professor gab ihm das Geld und sagte, ihm freundlich auf die Schulter klopfend: „Wie du doch erschrocken bist über die Spielerei, so etwas ist kinderleicht, und ich werde dir bei Gelegenheit einmal zeigen, wie man es macht. Oder fürchtest du dich vor Mania? das kleine Geschöpf thut Niemanden was zu Leide. Geh mit Gott, mein junger Freund, und sage deiner Braut, sie möge mich doch besuchen, ich möchte ihr gerne ein hübsches Hochzeitsgeschenk geben.

## 4.

Professor Natas erwartete Röschens Besuch. Sein Zimmer war mit Feenpracht geschmückt, und Mania störte diese Pracht nicht, sie lag gefesselt im Nebengemache.

Ein unwillkührlicher Ausruf der Verwunderung entfuhr Röschens Lippen, als sie eintrat. Die prächtigsten Blumen, schimmernd in allen Farben, verdeckten die Fenster, daß kein Strahl des Tages durchzudringen vermochte, dagegen ergoß sich ein wunderbares Licht von sieben an der Decke wandelnden Sternen, deren je einer in einer der sieben Farben der Iris strahlte, eine süße leise Melodie

durchwogte die duftige Luft, Alles war hier reizend, sinnbefangend, zauberhaft.

Der Professor hatte große Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendet, sein schwarzes Haar umfloß in glänzenden Locken das blasse Antlitz, um seine hohe Gestalt wallte eine purpurne, golddurchwirkte Toga, und wie er vor ihr dastand, ernst und doch so anziehend, sie betrachtend mit dem blitzenden Gebieterauge, beugte sie sich willenlos, halb in Ehrfurcht, halb in Hingebung.

Er zog sie neben sich auf das Sopha, dessen schwellende Kissen von hineingebannten Liebesträumen zu athmen schienen. „Wie glücklich bist du," begann er, „schöne Rosa, du bist eine Braut! O welche Seligkeit liegt in diesem Namen! du liebst, und wirst geliebt. Liebe, Liebe! warum wird sie mir nie zu Theil, die Göttliche mit der Begeisterung ihrer Sehnsucht, dem berauschenden Entzücken ihres Besitzes, mit der Wonne selbst ihres Schmerzes? die Schätze der Erde, Jahrtausenden verborgen, werden offenbar meinem Blick, mir gehorchen die Triebfedern der Natur, mir springen die Siegel ihrer Geheimnisse, Geister folgen meinem Wink, mir dienen die Elemente und ihre Genien vom Firmament bis zu den

Werkstätten des Erdkerns, und doch fand ich noch kein Herz, das mich liebte!"

Er hielt wehmüthig inne, und Röschen senkte erröthend das Haupt und schwieg.

„Du denkst an deinen Bräutigam?" fuhr er fort. „Willst du ihn sehen, hier schaue ihn!" Er gab ihr einen kleinen Kristallspiegel, Röschen sah hinein, ihr Antlitz verdüsterte sich, unwillig legte sie den Spiegel weg: „Ist es auch wahr, was er zeigt?" fragte sie.

„Es ist wahr, was sahst du?"

„Der Niederträchtige! ich sah ihn in den Armen einer Andern!"

„Laß ihn, den Unwürdigen!" rief der Magier, und seine Blicke drangen zündend in ihre Seele, „du bist nicht geboren zu eines Handwerkers nied'rem Weibe, glänzende Sterne leuchteten deiner Geburt, liebe mich, wie ich dich liebe mit überirdischer, unsterblicher Glut; du bist zu schön, zu hehr für den Sohn des Staubes, ein Diadem soll deine Stirne zieren, an meiner Hand sollst du als Fürstin wallen durch ein Paradies!"

Rosa's Wangen glühten, ihr dunkles Auge haftete glühend an dem Redenden, sie sprang auf, und wollte niedersinken vor ihm, er fing sie auf, und drückte sie an seine Brust.

„Ist es Wahrheit?" lispelte sie.

„Bei den Unterirdischen, Wahrheit!" rief er. „Bist du mein?" Ein Lichtglanz umfloß sie und ihn, und ein Blumenregen fiel schimmernd um beide herab.

„Dein, Mann, Engel, Dämon, Dein!" hauchte sie.

„Auf ewig?" fragte er unter glühenden Küssen.

„Ja, auf ewig, mit Leib und Seele!" Und ihre Arme umschlangen ihn, und ihre Lippen brannten auf den seinigen.

Da schallte widriges Lachen und Kettengeklirr aus dem Nebengemache, erschrocken fuhr sie empor: „Fürchte nicht, mein Liebchen!" sprach er, „mein Affe nur ist's, ich will ihn bald zur Ruhe bringen."

Er ging in's Nebenzimmer, und sie vernahm Schläge und das Winseln des unglücklichen Geschöpfes.

## 5.

Robert eilte zum Hause der Geliebten. Er hatte ein hübsches seidenes Halstuch gekauft, und wie freute er sich darauf, es ihr um den schönen Nacken legen zu dürfen! Wie leuchtete sein Auge im Vorgefühle des Entzückens, das ihm ihr dankender Kuß geben würde!

Röschen saß nachsinnend in ihrem Zimmer. Sie gedachte des unerklärlichen Mannes, zu dem sie eine geheimnißvolle Macht mit unwiderstehbarem Zauber zog. Sie dachte daran, wie er ihr Perlenschnüre um den Hals geschlungen, eine goldene, von Demanten blitzende Krone auf ihr Haupt gesetzt, und wie sie sich selber bewundernd, entzückt im Spiegel geschaut, jetzt erst wissend, wie schön sie sei.

Da nahen Tritte — „Er ist's!" ruft sie, und eilt zur Thüre — ach, es ist nur Robert.

Entrüstet fuhr sie ihn an: „Fort aus diesem Hause, erbärmlicher Mensch! Geh zu deiner Dirne, die frech ist, und gemein wie Du, geh, elender Geselle, für Dich ist Rosa nicht geboren, fort, und komme nie mehr wieder!" — Sie schob den Betäubten zur Thüre hinaus und verriegelte sie hinter ihm.

Wie wahnsinnig stürmte er weiter; der Professor trat bald nach ihm in Röschens Haus. Robert sah es, zähneknirschend schlug er sich vor die Stirne, und rannte Verwünschungen ausstoßend durch die dem Rasenden ausweichende Menge.

---

## 6.

Robert war Tag und Nacht von der Verzweiflung in Wald und Feld herumgejagt worden. Es war Abend, als er aus einer mehrstündigen Ohnmacht erwachte. Welche ruhige, feierliche Idille lag vor ihm im Purpurschimmer der zögernd scheidenden Sonne! Wie sanft, wie zart hatte sonst der Liebende gefühlt an solchen schönen Abenden, und jetzt tobte nur Ein Gefühl, Ein Gedanke in seiner Brust, in seinem Gehirne: Rache!

Lächelt nur, ihr vornehmen Lüstlinge, über den Rachegrimm in der Brust des Handwerkers, über das aristokratische Gefühl des Proletariers! Ihr rühmt den kleinen Vogel, der sein Weibchen gegen die Riesenspinne Amerikas vertheidigt, Ihr bewundert den Löwen, der die kreisende Löwin vor dem wilden Mohren beschützt, aber ihr hohnlachet, wenn der arme Mensch sich empört gegen Euch, die Ihr ihm sein Theuerstes geraubt, die Geliebte entrissen, entehrt habt — was nützt ihm seine Wuth? Ihr seid giftiger, als die Spinnen, thierischer, als der wilde Mohr.

Es war schon finster, als Robert der goldnen Rose nahte. Unter dem Hausthore stand ein

Polizeidiener im Gespräche mit dem Thürsteher. Robert lauschte.

„Er mag eher der Teufel selber sein, als ein Professor," brummte der Polizeisoldat. „Also heute morgens um sieben Uhr ist er da weggefahren?"

„Ja," versetzte der Thürsteher, „und hat Alles richtig bezahlt und fürstliche Trinkgelder gegeben."

„Sagte er nicht, wohin?"

„Keine Silbe."

„Wer mag da den Spitzbuben ausfindig machen?" grollte der Polizeidiener, „durch jedes Thor will man ihn zu gleicher Zeit haben hinaus fahren sehen, mit vier Rappen, ein Mädchen bei ihm." —

„Ja," fiel der Portier ein, „die liederliche Person kam erst kurz vor der Abfahrt zu ihm. Ihr Bräutigam soll in der Verzweiflung auf und davongegangen sein, und ihre Großmutter, heißt es, liegt im Sterben."

Mit einem schmerzlichen Weheruf stürzte Robert zusammen.

„Was ist das?" schrie der Polizeidiener.

„Wird ein Betrunkener sein," versetzte der Thürsteher. „He Du," rief er dem Hausknecht zu, der eben mit einem Eimer Wasser daher kam, „gieß

einmal dem Kerl dort dein Geschirr über den Kopf!“

Der Hausknecht goß Wasser in die Hand, und netzte die Stirne des Daliegenden, der Polizeisoldat trat hinzu, rüttelte ihn, und fragte: „Seid Ihr betrunken?“

„Nein,“ schrie aufspringend Robert, „wahnsinnig bin ich!“ und entrannte.

Der Polizeidiener eilte ihm nach, der Thürsteher aber sprach zum Hausknechte: „Der Pöbel treibt's doch immer ärger, jetzt werden sie gar noch rasend.“

## 7.

Es war dunkle Mitternacht. An einer Stelle der Bastei, wo sich's haustief hinabsenkt in steilem Absturze, saß Robert.

Seine Sinne waren verworren, seine Augen waren heiß und thränenlos, auf seiner Brust lag's mit bleierner Schwere.

Ein heiseres Gekreisch weckte ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten. „Bist du da, Liebster? Nun bist du mein, ganz mein!“ krächzt es neben ihm.

Der Mond trat aus den Wolken. Vor Robert stand eine affenartige Gestalt, ein Gesicht, wie das einer Mumie, glotzend mit den Augen des Wahnsinns, bog sich zu ihm. Es war Mania.

„Ja, nun bist du mein," fuhr die Zwergin fort, der Satan hat mich sitzen lassen, und dein Bräutchen geholt; traure nicht um sie, ich will dich mehr lieben, als sie, ich will dir treuer sein. Herzchen, laß dich küssen."

Mit der Behendigkeit einer Katze sprang sie auf ihn zu, schlang die dürren Arme um seinen Hals und drückte ekelhafte Küsse auf seinen Mund. Ihn erfaßte ein unendliches Grauen, verzweifelnd versuchte er das Scheusal von sich zu schleudern, umsonst, Mania hing nur fester an ihm; er rang mit ihr in ohnmächtiger Wuth — näher und näher kam er dem Abgrund, da rollt ein Stein unter seinem Fuße, der Unglückliche stürzt nach, und zerschmettert haucht er seine Seele aus in der schwarzen Tiefe. Mit wildem Geschrei entfloh Mania.

Damals las man in den Zeitungen den anmuthigen Witz: „Auf der Bastei zu Wien hat sich ein Schneidergeselle zu Tode gestürzt, wie man sagt, aus Liebesgram."

„Ja, nun bist du mein," fuhr die Zwergin fort, der Satan hat mich sitzen lassen, und dem Bräutchen geholt; traure nicht um sie, ich will dich mehr lieben, als sie, ich will dir treuer sein, Herzchen, laß dich küssen."

Mit der Behendigkeit einer Katze sprang sie auf ihn zu, schlang die dürren Arme um seinen Hals und drückte ekelhafte Küsse auf seinen Mund. Ihn erfaßte ein unendliches Grauen, verzweifelnd versuchte er das Scheusal von sich zu schleudern, umsonst, Mania hing nur fester an ihm; er rang mit ihr in ohnmächtiger Wuth — näher und näher kam er dem Abgrund, da rollt ein Stein unter seinem Fuße, der Unglückliche stürzt nach, und zerschmettert haucht er seine Seele aus in der schwarzen Tiefe. Mit wildem Geschrei entfloh Mania.

Damals las man in den Zeitungen den anmuthigen Witz: „Auf der Raxer zu Wien hat sich ein Schneidergeselle zu Tode gestürzt, wie man sagt, aus Liebesgram."

# IV.

# Der Erz-See.

## 1.

Wo jetzt die Bergstadt Sulzbach mit ihrem hohen Schlosse, ihren geraden, freundlichen Straßen sich erhebt, immer noch mit einigen Spuren der ehemaligen Residenz, da lag im eilften Jahrhunderte Alles noch begraben in der düsteren Nacht eines Urwaldes, wetzte der Eber die Hauer und heulte der Wolf nach Beute.

Inmitten dieser Wildniß stand damals ein einsames Jagdschloß, rauh, wie der Fels, auf dem es emporragte. Graf Gebhard, des Herzogs Ernst vom Nordgau Sohn, hatte, meldet die Sage, sich auf der Jagd in den Wäldern verirrt; hungernd und dürstend gelangte er an die Quelle des Baches, der jetzt Rosenbach heißt, wo er eine Rudel Sauen fand, deren er eine erlegte. Von dieser Begebenheit gab er dem Jagdschlosse, das er bald darnach auf einem nahen alten Gemäuer erbaute, den Namen Sulzbach.

Zu jener Zeit galt das Reisen für ein Wagniß, das man nur in zahlreicher Gesellschaft unter-

nahm; reißende Thiere, Wegelagerer, Hunger und Obdachlosigkeit drohten allenthalben Verderben, und nur Tollkühnheit, nur ein ritterlich Gelübde konnten einen Mann bewegen, allein durch die schauerliche, unwegsame Nacht der Wälder zu dringen.

Dieß mochte eben ein Mann bedenken, der gierig aus der Quelle trank, dann ungeachtet der Müdigkeit schnell auf und nieder ging, sich des Morgenfrostes zu erwehren; denn kalt war's in dem hohen dichten Walde, obgleich der Lenz schon seit drei Wochen warm über die weitum die Eisnacht bedeckenden Riesenwipfel wehte.

Einem Türsen, jenem mittelalterlichen Fabelgebilde, das in Wildnissen wohnend den verirrten Wandrer verschlang, glich der Wandelnde. Ganz in schwarzes Eisen gehüllt war die gigantische Gestalt, aus dem braunen, vernarbten Gesichte blitzten tückische Augen, eine stählerne Keule hing neben dem manneslangen Schwerte an der Hüfte.

Schmettern von Jagdhörnern scholl heran, eilender Hufe Schlag kam näher und näher.

Da streckte der Türse sich nieder, starr, mit schlossenen Augen, einem Verschmachteten gleich lag er da, als der Jagdzug daherbrauste.

Den Fremdling gewahrend hielt der Graf das schäumende Roß an und gehorsam seinem Befehle

stand auch das Gefolge. Graf Gebhard selbst stieg vom Pferde, untersuchte den Liegenden, und da er des Lebens Wärme in ihm fand, gebot er, eigenhändig mit dem Schwerte den nächsten Baumast herunterschlagend, schnell eine Tragbare zu machen und den Scheintodten in's Schloß zu tragen.

Als dieser dort die Augen aufschlug, hätte er billig verwundert sein können über die Verschiedenheit des Ortes, wo er erwachte, von dem, wo er hingesunken; wohl noch glich sein Lager an Weiße dem Schnee, aber es war kostbarer, schmiegsamer Pelz und statt der Wildniß umgab ihn ein fürstliches Gemach, hell und glänzend, und vor ihm standen fürstliche Herren und Frauen.

Doch der Fremdling schien der verschiedensten Eindrücke bereits gewohnt, unverwundert stürzte er den dargebotenen Labetrunk hinunter und zu dem Grafen sich wendend sprach er: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich für die gute Aufnahme, so mir hier widerfährt, dem edlen Grafen Gebhard von Sulzbach danke, dessen Gastlichkeit und ritterliche Tugenden der ganze Nordgau rühmt, desgleichen könnet auch ihr, stattliche Herren! keine Anderen sein, als des Grafen preiswürdige Söhne Berengar und Kuno, und Ihr, holde Frauen, seid gewiß die hohen Fürstinnen Imvengard, Graf Gebhards

Gemahlin; und Utta und Luitgardis, seine reizenden Töchter, denn nur unter diesen Namen huldigt der Minnesang den himmlischen Bildern, die ich in Euch erschaue."

„Ihr habt Eurer Wirthe Namen gut genannt," sprach gütig Graf Gebhard, „dürfen wir auch nach dem unseres Gastes fragen?"

Und wieder nahm der Fremde den Pokal aus der holdseligen Utta Hand, leerte ihn mit einem Zuge auf des Hauses Wohl und fuhr dann in seiner ganzen Riesengröße, wie erst jetzt recht erwacht, sich aufrichtend fort:

„Damit Ihr nicht denket, Ihr habet das Werk des Samariters gethan an einem elenden Lanzknechte, als welcher ich meinem Aufzuge nach scheinen könnte ohne Roß und Lanze, ohne Schild und Helmzier, so wisset, daß mich ein Gelübde bindet, also die Welt zu durchziehen, meinen Arm anzubieten zu jeder Großthat, verheimlichend meinen Namen, einen der edelsten des heiligen römischen Reiches. So habe ich Ottonis glorreiche Römerzüge mitgemacht, half Rom und die Engelsburg erobern und den Papst Gregorius wieder auf den heiligen Stuhl setzen, habe auch unter Kaiser Heinrich Rom wieder gesehen, war der Erste voran, als wir den zu Pavia gefangenen kaiserlichen Herrn

befreiten und die aufrührerische Stadt verbrannten, auch lag ich als des Kaisers Kriegsoberster in Meissen, als der thronräuberische Polenherzog Miesco die Stadt berannte und zwei Thürme der Wasserburg anzündete, welche die Meißnischen Weiber in Ermangelung des Wassers mit Meth löschten, anderer Thaten und seltsamer Dinge zu geschweigen. Aber auch viel Zauberei und Bosheit mußte ich befahren, so sah ich den erlauchten Kaiser Otto sterben an den vergifteten Handschuhen, die ihm des Rebellen Crescentius schöne Wittib, rachsüchtig ob getäuschter Liebe, geschickt, auch die Beschuldigung vernahm ich, als hätte die tugendhafte Kunigunde geheimer Liebe gepflogen, von welcher Verläumdung sich die kaiserliche Frau unverletzt auf sieben glühenden Pflugeisen wandelnd wunderbar reinigte, und ist mir selbst doch erst gestern ein arges Stück von Zauberei begegnet."

Verwundert blickten ihn die Herren und Frauen an, doch der Graf bat den Gast: „Erquickt Euch doch erst, dann laßt uns bitten, in Eurer merkwürdigen Rede fortzufahren."

Wacker setzte nun der Ritter dem duftenden Hirschbraten zu, dann, nachdem er den von Imvengard kredenzten Pokal der Frauenhuld zu Ehren geleert, fuhr er fort: „Gestern morgens verließ ich

das Dörflein Amberg, durch einen dichtverwachsenen Wald eilte ich aufwärts; auf des Berges Höhe weiter wandernd erreichte ich einen offnen Fleck, darauf kein Busch wuchs, ja kein Hälmchen Gras, verdammt schien der Platz, wie das todte Meer, und wie ich darüber hinschreite, klingt der Boden hohl unter meinen Füssen, vorwärts dringe ich wieder in den Wald, immer in gerader Richtung, wie ich meine, bis die Sonne hoch zum Himmel steigt, bis sie wieder sinkt, da komme ich wieder an einen offnen Platz, wieder klingt der Boden hohl, es ist dieselbe Stelle, die ich vor vielen Stunden verlassen, wieder dringe ich waldeinwärts, dießmal der geraden Richtung noch aufmerksamer achtend, die Sonne geht unter, die Nacht bricht herein, stundenlang schreite ich fort in der doppelten Finsterniß, da auf einmal hören die Bäume auf, mein Fuß tritt auf ebenen Boden und wieder klingt dieser hohl, und wie jetzt mit einem Male das volle Mondlicht durch eine zerrissene Wolke bricht, erkenne ich wieder den verfluchten Ort, nur Gräber erscheinen mir jetzt darin, die ich bei Tag nicht gesehen, und Spuckgestalten grinsen mich an aus den umringenden Eichen, da packt mich Grauen und Entsetzen, und das Kreuz des Schwertknaufes fassend empfehle ich laut Gott meine

Seele, rufe die Himmelskönigin und alle Heiligen an, und renne wie sinnlos wieder in die Wildniß; so stürmte ich fort, bis ich an der Stelle niederfiel, wo ihr mich fandet."

„Ihr seid über die Hohlwiese gegangen," fiel ernst der Graf ein, „ein Zauberschloß soll dort versunken sein, und wohl mögen böse Geister darum ihr Wesen treiben. Des Weges kundig hättet Ihr in einer Meile von dort hieher gelangen können."

„Müßt Ihr denn immer nach Abentheuern jagen?" fragte ernst doch milde Utta, „Könnt Ihr denn Euerem Gelübde nicht einmal in friedlicher Weise genügen? Vollbringt man Großthaten nur mit blutiger Hand?"

Glühenden Blicks erwiederte der Gefragte: „Die Werke des Friedens ziemen der frommen Pfaffheit und den sanften Frauen, der Mann fand und findet immer ein Unrecht, eine Gewalt zu bekämpfen, so lange die Erde steht."

„Ihr habt wohl Recht," sprach der Graf, „und es möchte gut sein, fänden sich immer viele solche Männer, wie Ihr zusammen, wo es ein Unrecht, eine Gewalt zu bestreiten gibt, aber es gibt auch Friedenswerke, die nur Mannessinn und Mannesarm vollbringen kann. So bin ich jetzt Willens, um dieses Schloß mir eine neue Stadt zu bauen,

mir neue Unterthanen hieher zu laden zu Fleiß und geselliger Ordnung.

„Wie, Ihr wollt dem edlen Ritterthum entsagen, um einen Ameisenhaufen aufzuwerfen?“ fragte spöttisch der Gast.

Streng verweisenden Blickes entgegnete der Graf: „Ist ein Ameisenhaufen nicht bewundernswerther, als die Höhle des Löwen? Und ist es nicht rühmlicher, Bürger zu beglücken, als sie zu morden? Mancher Fürst besäße noch Thron und Land, hätte er sein Volk im Innern stark gemacht, statt nach außen zu langen, hätte er stets rein gehalten den ihn und sein Land umgürtenden unzerbrechlichen Harnisch der Liebe und Kraft, statt ihn mit rostzerfressenden Blutflecken zu besprengen und mit eroberten Trümmern zu überladen, die beim ersten Sturmanprall wieder absprangen und den alten Panzer mit in Stücke rissen. Was Großes dünkt es mir, eine neue Stadt zu bauen und mit guten Bürgern zu bevölkern, eine ruhmwürdigere That fürwahr, als hundert Städte zu erobern. Leichter brenne ich tausend Häuser nieder, als daß ich nur eines erbaue, und leichter erbaue ich eine Stadt, als daß ich Bewohner für sie finde nach meinem Sinne: fromm, fleißig, verträglich und treu. Wollt Ihr mir beistehen in diesem Werke, so seid Ihr

mir willkommen, und Euer Gelübde wird auch so erfüllt."

„Wie meint Ihr, holde Frauen?" fragte der nachdenkende Gast.

„Bleibt!" baten Imvengard und Luitgardis.

„Soll ich?" fragte er, sich zu Utta wendend.

„Auch ich bitte Euch darum," erwiederte diese, „des Vaters willen wäre es mir lieb."

Flammenden Blickes dankte ihr der Gast, und geneigter schien er nun zuzuhören, als der Graf fortfuhr: „Ja, Utta hat wohl Recht, um meinetwillen! denn bald dürfte ich allein stehen und eines Freundes bedürfen. Meine Söhne wird bald der Kaiser an seinem Hoflager sehen, und eher noch werden meine Töchter von mir scheiden, denn schon nahen Herzog Engelbert von Kärnthen und der Graf von Vohburg, sich die Bräute zu holen." Ein dunkler Zug der Wehmuth überflog des Vaters schöne Heldenstirne, indem er also sprach.

Rasch aber wandte sich der Fremde und an das Fenster tretend bog er das Eisenhaupt hinaus in die frische Luft. Sein Antlitz glich dem eines Besessenen, in dem plötzlich der böse Geist lebendig geworden.

Berengar hatte mit scharfem Blicke des Fremden Bewegung beobachtet, und laut und kräftig sprach

er: „Mein Vater, haltet diesen Mann nicht auf im Verfolge kriegerischer Thaten, er scheint nicht geboren für Werke des Friedens!“

„Warum nicht?“ fragte sich umwendend der Riese, und auf seinem Gesichte lag wieder eherne Ruhe. „Gar gut gefiel mir das neue Mauerwerk der Burg, wie ich so eben da hinausschaute, und schön möcht's sein, blickte man von dieser Felsenhöhe hinab auf Häuser, statt auf die Wildniß.“

Mit dem freudigen Stolze eines Baumeisters lud nun Gebhard den Ritter ein, an seiner Seite die Burg zu beschauen.

Und nun schritten sie durch die Hallen des Jagdschlosses, der Burgherr erklärend, der Fremde belobend, auch in den Zwinger schritten sie hinab, und der Gast besah sich das Gebäude von außen, lobte die Stärke der Mauern und der Pfeiler, die Festigkeit der Zwingmauer, die mit dem Felsen verwachsen schien, und er hatte nicht Unrecht zu loben, denn dieß Alles hat fest gehalten bis zum heutigen Tage.

An einer Brustwehre standen sie jetzt, dort, wo der Fels jäh sich hinabsenkt zur kristallnen Fluth des Rosenbaches.

Da lehnte sich der Gast an die Mauer, und mit verschlungenen Armen, den starren Blick fest

auf den Grafen geheftet, einem ehernen Riesenbilde vergleichbar sprach er: Mächtig bin ich und reich, ein Graf, wie Ihr, weite Lande zittern vor meinem Wink, doch meine Macht, meinen Reichthum lege ich Euch zu Füßen, gebt Ihr mir Utta zum Weibe.

Wie betäubt starrte der Graf ihn an. „Steigt Euch der Wahnwitz ins Gehirn?" rief er endlich. „Ihr begehrt eines Andern, des Herzogs von Kärnthen Braut? So könnt Ihr der ritterlichen Ehr' vergessen?"

Wuth glühte über des Geharnischten Antlitz, ein Kainszeichen brannte auf seiner Stirne: „Ihr wollt nicht?" schrie er, „wißt denn, daß Utta dennoch die Meine wird, und daß ich mir den Hochzeitbecher füllen will mit Eurem Blute!"

„Rasender!" entgegnete unerschrocken der biedere Graf, „ein Ruf von mir, und Ihr liegt zerschmettert da unten, doch heilig sei mir das Gastrecht auch gegen den Frevler. Fort, fort, aus meinem Schloß und Land!"

Hohnlachend erwiederte Jener: „Ihr droht? wohlan ich gehe, doch hört erst das Gelübde, das ich jetzt besiegle mit tausend Eiden, hört es, so gelobt Wolf, der Rauhgraf vom Rhein: Eher verschlinge mich die Erde, und falle über mir zu-

sammen, ehe ich ablasse in Rachelust mit Mord und Brand zu wüthen gegen Euch und die Eurigen!"

Und fort stürmte er, unaufgehalten entkam er durch's Thor, durch das eben der Graf von Vohburg einritt mit dem glänzenden Zuge seiner Ritter.

Draußen im Walde stampfte der Rauhgraf mit rasselndem Fuße den Boden, indem er ausrief: „O des unseligen Jähzorns, der mir den langgehegten Plan verdarb!"

## 2.

Lustig brauste die fürstliche Jagd durch den von der Morgensonne golden durchfunkelten Wald. Auf stolzen, muthigen Rossen flogen die edlen Herren und Frauen dahin, schimmernd in den gold- und juwelenreichen Gewanden, ein glänzender, freudestrahlender Zug.

Und nun die Jagd! Ein Geschlecht Hirsche huscht auf und fleucht, wie der Sturmwind brausend, die Jagd rast hinterdrein, die Erde dröhnt, Jagdhörner gellen, Wurfspieße sausen, Rosse wiehern, sterbende Thiere stöhnen, und die Echo hallt Jauchzen und Klage zurück.

Einem verwundeten Hirsche nach jagt Graf

Gebhard, matter wird das verfolgte Wild, weitaus greift das Pferd des Verfolgers, der Wurfspieß fährt schwirrend aus des Grafen Faust, und ächzend bricht das edle Thier zusammen, vom Pferde springt der Jäger, schlingt die Zügel um einen Ast, und versetzt mit dem kurzen Jagdmesser dem zuckenden Wild den Todesstoß.

Schon setzt der Graf das Jagdhorn an den Mund, die nächsten Jäger zu sich zu rufen, da hält ihm Neugierde den Arm zurück, fesselt Neugier seinen Blick an den Boden.

Dort erhob sich ein aufgeworfener Hügel von gelbrother Erde und inmitten des Hügels gähnte der schwarze Schlund eines Schachtes.

Hier sollte der Sage nach vor vielen Jahren ein wandernd Völkchen, von dem Niemand gewußt woher es kam, nach Schätzen im Schooße der Erde gewühlt und sollten Alle, Männer, Weiber und Kinder, in den tiefen unterirdischen Gängen von der zusammenstürzenden Erdwucht begraben worden sein. Tief sollte der Schacht hinabreichen, und erst nach Sekunden das Auffallen eines hinabgeworfenen Steines gehört werden.

Einen kleinen Kiesel nahm der Graf und warf ihn hinab, in's Bodenlose schien der Wurf geschehen, denn kein Laut klang von unten herauf,

einen großen Eisenstein ließ er jetzt in die Tiefe fallen, und neigte lauschend das Haupt in den Schacht, ein dumpfer Schall flog herauf, lächelnd über sein kindisch Spiel hob der Graf sich empor, doch eine kalte Eisenhand um seinen Hals gekrallt drückte ihn wieder nieder, und die rauhe Stimme des Rauhgrafen vom Rheine fragte: „Gebhard, gibst Du mir Utta?" „Nie," stöhnte der Graf, und zerschmetternd sank des Rauhgrafen Keule auf sein Haupt, daß das Gehirn auf das Gebälke des Schachtes spritzte.

Doch die Rache war nahe. Eben sprengte Berengar daher auf flüchtigen Wildes Spur, er sah den Mord und sein Wurfspieß flog nach des Mörders Haupt, zwar glitt die leichte Waffe ab an dem Eisenhelm, aber schon sprang auch der Rächer hoch herab vom Roß und mit gewaltiger Wucht auf den Mörder sich stürzend, brachte er den ehernen Riesen zu Fall, und nun in rasender Wuth seinen Hals umklammernd, schleuderte er ihn hinab in den gähnenden Schacht.

Traurig bliesen die Jagdhörner auf dem Heimwege, die weinenden Kinder brachten der harrenden Imvengard den verstümmelten Leichnam des heißgeliebten Gemahls.

Und wie des Grafen Leichnam beigesetzt wurde

und der Priester die Todtenmesse las vor den leidtragenden fürstlichen Personen und ihren Rittern und Mannen, da begab sich Seltsames oben auf der Stätte des Mordes.

Lehensleute der Burg Sulzbach, den Ort betrachtend, wo ihr geliebter Herr gefallen, meinten Töne herauf zu vernehmen aus dem Schachte, wie Gestöhne eines Sterbenden, und in dem Wahne, der Mörder lebe noch, warfen sie Steine in den Abgrund; schauerlich scholl der Fall von Stein auf Eisen, dann von Stein auf Stein. Da dringt ein sonderbares Getön herauf aus dem Schacht, mit Staunen und Grauen lauschen die Lehensleute, es klingt, wie rieselnde Wasser, es grollt und sprudelt, und schon wächst es empor, schon überfluthet es des Schachtes Rand, da rollen unterirdische Donner, der Boden wankt und mit haarsträubendem Entsetzen eilen die Lehensleute in wilder Flucht auf des Berges höchste Spitze, da sehen sie, wie der Wald zu ihren Füßen sich schüttelt, wie die Bäume zu wandeln beginnen und dann in Wogen übereinander schlagen; Wassersäulen schießen brausend aus hundert Rissen empor, vor ihren Füßen reißt sich ein Stück des Berges los, und wallt hinein in die versinkenden Bäume, in die donnernden Wasser — in sinnbethörenden Schrecken fliehen sie

weiter. Und wie der Aufruhr verstummt, wie sie wieder dem Rande des geborstnen Berges zu nahen wagen, da ist alles vor ihnen verwandelt, ein weiter Kessel hat sich aufgethan, umgeben von frisch aufgeworfenen Hügeln, und darin liegt ein See dunkel und schaurig.

Und dunkel und schaurig liegt noch heut zu Tage das Gewässer, ein unversöhnlicher Fluch scheint auf dem Erzsee zu lasten; im Laufe von Jahrhunderten hat sich die Alles verschönernde Natur immer zürnend von ihm gewandt, hinter ihm gähnt noch immer der offene Bergriß, und auf den Hügeln, die ihn, im Tanz erstarrten Wellen gleich, umgeben, wächst kein Busch, keine Blume; kein Schwimmer wagt sich in seine finstere falsche Fluth; denn wer es noch wagte, den zogen unsichtbare Hände hinab in die nie ergründete Tiefe, kein Fischer wirft hier sein Netz aus, denn kein Fisch regt hier die Flosse, nur ein einzig Wasserungeheuer soll manchmal aus der Mitte auftauchen, und Leute, die den See befuhren, seine Tiefe zu messen, wollen es gesehen haben, riesengroß, mit drohend emporgesträubter Flosse.

Berengar erbaute, der Geschichte zufolge, nachdem er den Mord seines Vaters durch einen Zug nach den Besitzungen des Rauhgrafen, dessen

Geschlecht sich am Rhein aufhielt, vollständig gerächt, die Stadt Sulzbach, und das alte Jagdschloß erhielt unter ihm und seinen Nachfolgern mächtige Anbauten, und erweiterte sich so zur schönen, würdigen Residenz vieler Herzoge. Jetzt Eigenthum einer in der literarischen Welt wohlbekannten Firma zeigt sich das Schloß, von den Besitzern mit großen Aufopferungen hergestellt und unterhalten, immer noch als ein stattliches, über reizende Gartenanlagen einladend winkendes Gebäude.

---

## Berichtigungen.

Seite 6 Zeile 3 von oben statt nur lies: mir.
„ 29 „ 5 „ „ „ ungeheuren l.: ungeheurem.
„ 30 „ 11 nach „Dirne“ lies: „sich“.
„ 61 „ 6 von oben bleibt „öfters“ weg und Z. 4 v. u. lies: Reichserbmarschalk st. Reichsobermarschalk.
„ 100 „ 9 von oben statt gebührt lies: gebiert.
„ 107 „ 1 „ „ „ deine lies: eine.
„ 119 „ 10 von unten statt daß lies: da.
„ 135 „ 3 von oben statt Sie lies: Fides.
„ 178 „ 4 von unten st. schlossenen lies: geschlossenen.

Einige weitere, minder bedeutende Erraten möge der Leser gütigst selbst berichtigen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deyerl, Karl,

Stadtgeschichten Romantische Erzählungen

Augsburg 1847

P.o.germ. 273 qa
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107260-1